BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lucretius Carus, Titus,

Titus Lukretius Carus von der Natur der Dinge

Bd.: Zweyter

1784

Coburg, Landesbibliothek -- A III 10/21(2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11913222-8

Landesbibliothek Coburg (70)
022002528507

Landesbibliothek
Coburg

A. III. 10

14172

β'

~~24~~

LB
Coburg

Titus Lucretius Carus von der Natur der Dinge.

Aus dem Lateinischen übersetzt mit Anmerkungen.

von

Franz Xav. Mayr.

Zweyter Theil.

Leipzig und Wien
Verlegt Joh. Georg Mößle
1784.

A III 10121(2)

Viertes Buch.

Ich wandle durch unwegsame Gegenden des zweygespitzten Berges, wohin noch kein Fuß eines Sterblichen getreten ist; ich nahe mich den jungfräulichen Quellen, und lösche meinen Durst, ich pflücke neue Blumen, und winde mir einen Kranz für meine Schläfe, so schön und herrlich, als ihn die Musen noch nie um die Stirne eines Dichters gewunden haben. Denn ich lehre von hohen Dingen, und gestatte mir keine Ruhe, bis ich die Gemüther der Menschen von dem lästigen Joche der Religion befreyet habe. So groß aber auch die Dunkelheit ist, die diese Gegenstände noch umhüllet, so mangelt doch meinen Versen die Klarheit nicht, und was noch mehr ist, ich habe sie mit aller Anmuth des dichterischen Reizes gezieret. Glaube nicht, daß dieses so ganz ohne allen Nutzen sey. Pflegen doch auch die Aerzte, wenn sie den Kindern bittere Arzeneyen beybringen wollen, den

Rand des Bechers mit gelbem Honigsafte zu bestreichen, damit die jugendliche Treuherzigkeit beym ersten Ansatze verleitet werde, den herben Trank ohne Weigerung auszuleeren, und den Betrug nicht merke, sondern ihre Genesung erlange. Darum will auch ich, weil diese Art von Kenntnissen vielen, die keine Bekanntschaft mit ihnen haben, gar zu trocken zu seyn scheinet, und der grosse Haufe seinen Abscheu vor ihnen deshalb nicht zu verbergen im Stande ist, meine Lehren in der süßtönenden Sprache der Musen abfassen, und jede gleichsam in den lieblichen Honig der Dichtkunst tauchen: Vielleicht daß es mir auf solche Weise gelinget, deine Aufmerksamkeit so lange zu fesseln, bis du die Natur der Dinge in ihrem Umfange kennen lernest, und den Nutzen dieser Wissenschaft aus eigener Erfahrung preisest.

Schon weißt du, was es mit den Saamenkörpern der Dinge für eine Beschaffenheit habe, welche Mannichfaltigkeit der Gestalten

sich

sich unter ihnen befinde, wie sie aus eigner Kraft, in unaufhörlicher Bewegung das Unermeßliche durchkreuzen, und in alle Dinge sich verwandeln können; ich habe dich gelehret, was die Seele sey, woraus sie bestehe, welches Band sie mit dem Leibe verknüpfe, und wie sie wieder in ihre Bestandtheile zurücke kehre. Das folgende ist von gleicher Wichtigkeit; denn ich werde mich bemühen, die Nachbilder der Dinge zu beleuchten, die nicht anders, als ob sie von der Oberfläche derselben wären abgeschälet worden, in den Lüften herumfliegen, unsere Sinnen am hellen Tage mit ihren Erscheinungen in ängstliche Verwirrung setzen, und bey der Nacht schreckliche Träume veranlassen, daß wir die seltsamsten Gestalten, und die Schatten derjenigen zu sehen glauben, die der Tod aus unserer Gemeinschaft entführet hat. Daher geschieht es denn auch, daß wir aus der Ohnmacht des Schlafes mit wildem Schrecken auffahren. — Bilde dir ja nicht ein, daß die Seelen der Abgeschiedenen aus jenen Gegen-

den wiederkehren, und unter den Lebenden wandeln können. Der Tod zerstöret alles, und sobald unser Leib und unsere Seele in ihre Bestandtheile sind aufgelöset worden, hat es ein Ende mit allem, was wir waren. (a)

Ich kann daher nicht umhin, zu behaupten, daß sich von der äussersten Gränze der Dinge leichte, dünne Gestalten absondern, die man wohl ihre Rinde nennen möchte, weil sie den nämlichen Umriß des Körpers zeigen, von welchen sie sich getrennet haben. (b)

Es

(a) Nach einer kurzen Wiederholung desjenigen, was er in den vorigen Büchern gelehret hatte, geht er auf den Inhalt des gegenwärtigen über, und verspricht von den Bildern der Dinge zu handeln, die sich von der Oberfläche derselben abschälen, und hiedurch bewirken, daß wir ihre Gestalten zu sehen bekommen.

(b) Die Bilder lösen sich von der Oberfläche der Dinge ab. Hievon überzeuget uns der Augenschein. Einige von diesen Ausgeburten der Dinge sind zart und fein, wie der Rauch, der dem Holze

die

Es braucht gar keinen Aufwand von, weiß nicht, welchen Kräften des Geistes, um dieses einzusehen. Denn wir erfahren es an den sichtbaren Dingen alle Tage, daß sich verschiedene Körper von ihnen abschälen — einige von lockerer Beschaffenheit, wie der Rauch, der vom Holze, der warme Dunst, der vom Feuer ausgehet. Andere von gedrängter und verschlungener Zusammenhaltung, wie das alte Häutchen, dessen sich die Heuschrecken im Sommer entladen, oder jenes, das die Kälber bey ihrer Geburt von allen Gliedern abstreifen. Ein Beyspiel gleicher Art geben die Schlangen, wenn sie ihr Kleid an den Dornen hän-

die Wärme, die dem Feuer entströmet : Andere dichter und an einanderhängender, wie das Häutchen, das die Schlangen abstreifen. — Niemand wird in Abrede seyn, daß die feinen Bilderchen sich von der Oberfläche der Dinge abschälen, wenn man bedenket, daß doch auch die gröberen das nämliche thun. Besonders da sich auf der Oberfläche der Dinge so viele Körperchen befinden, die sich ohne Schwierigkeit ablösen, und in den weiten Raum verstreuen können.

gen lassen. Denn es wird doch wohl Niemand in Abrede stellen wollen, daß die dornigten Gesträuche nicht selten mit solcher Beute prangen. Geschieht aber dieses, wie man nicht anders als zugeben kann, so läßt sich auch begreifen, wie sich von den Dingen so leichte Abdrücke ihrer Gestalten ablösen können. Denn streitet wider das erstere kein Hinderniß, und ereignet sich das, was ich dir in Beyspielen gewiesen habe, so sehe ich nicht ein, wie man nur die mindeste Schwierigkeit machen sollte, dieß letztere zu glauben, besonders, da sich auf der Oberfläche der Dinge eine Menge von kleinen Körperchen befindet, die sich in der nämlichen Ordnung, in der sie waren, absondern, und auch in diesem Zustande noch ihre Gestalt behalten können. Wolltest du dir aber einbilden, daß hiezu, wer weiß was für eine Weile, erfodert werde, so beliebe nur zu bedenken, daß die zwo Bedingungen, die ich vorausgesetzet habe, solchen Zweifeln keinen Platz gestatten. Denn was sollte denn das, das auf der Oberfläche

ruhet, und wegen seiner Kleinheit nicht gehemmet zu werden vermag, zurückhalten können?

Gewiß ist es also, daß sich eine Mannichfaltigkeit von Dingen erblicken lasse, die sich von andern ablösen. Doch will ich nicht sagen, wiewohl es aus dem vorigen meine Meinung zu seyn scheinen könnte, daß diese Bemerkung nur von der innerlichen Beschaffenheit gelte, sondern auch von den äusserlichen Merkmalen, worunter auch die Farbe gehört. Ein Beyspiel hievon geben uns die bunten Vorhänge, mit denen die Schauspielhäuser ausgezieret zu werden pflegen. Sie wehen, von einem Ende zum andern ausgespannet, und theilen der ganzen Versammlung der Zuschauer, jungen und alten, sogar den Bildsäulen der Götter ihre Farbe mit: Ist das Theater in engere Gränzen eingeschlossen, so strahlen die Farben desto lebhafter von allen Gegenständen zurück, und alles scheinet von hellem Schimmer wieder. Wenn also die

Vorhänge solches Spiel mit ihren Farben treiben, und sie auf alles herum versenden können, so dürfen wir nicht zweifeln, daß die Dinge jeder Gattung leichte Abdrücke ihrer Gestalten verstreuen müssen, weil das eine sowohl als das andere seinen Grund in der Oberfläche hat. (a)

Es ist also so gut als ausgemacht, daß es gewisse Nachbildungen der Gestalten gebe, deren Gewebe von solcher Feinheit ist, daß ihre Theilchen an und für sich nicht erblicket werden können.

Die Ursache, warum sich die Gerüche, die Dünste, der Rauch und andere Dinge von gleicher Gattung in wilder Zerstreuung herum ergiessen, ist keine andere, als weil sie dadurch, daß sie sich aus den inneren Tie-

(a) Er bestättiget seine Behauptung von den Bildern durch neue Erfahrungen, welche beweisen, daß sogar die Farben von den Dingen sich rund herum ergiessen.

Tiefen der Dinge ziehen, krumme Wege nehmen müssen, und keinen Ausgang finden, der ihnen die Nothwendigkeit ersparte, die Ordnung, in der sie sich befanden, zu trennen. Dieses geschieht bey den Farben nicht, wenn sich ihr Wiederschein auf andere Gegenstände verbreitet, denn er findet nichts, das sein Gewebe zerreissen könnte, weil es sich aus keiner Tiefe zu winden hat, und nur in der Oberfläche der Dinge gegründet ist. (a)

(a) Oben hat er bewiesen, daß sich die verschiedenen Körperchen in der nämlichen Ordnung, in der sie waren, absondern, und auch in diesem Zustande noch ihre Gestalt behalten. Nun zeiget er, daß er dieses nicht so ganz ohne Grund gelehret habe. Denn wie sollte sich ihre Ordnung trennen, da sie sich von der Oberfläche der Dinge ablösen, wo nicht das geringste Theilchen von einiger Schwierigkeit angefochten wird. Der Weg, den sie machen, ist der ebenste, geradeste; sie brauchen sich durch keine Irrgänge zu winden, wie der Rauch, der Geruch, und andere dieser Art, die sich aus den innersten Behältnissen der Dinge heraus arbeiten müssen, und eben darum in wilder Zerstreuung herum fliegen.

Auch können die Bilder, die wir in den Spiegeln, im Wasser, in jedem Dinge von einigem Glanze sehen, ihren Grund allein in den Abdrücken haben, die sich von den Gegenständen machen. Oder wie sollten wir uns ihre Aehnlichkeit erklären? Uiber dieses haben wir gesehen, daß die Dinge verschiedene Körperchen abstreifen, die jedem in die Augen fallen, und hieraus erhellet, daß ihnen die Fähigkeit nicht abgesprochen werden könne, ihre Gestalten in ferneren Abbildungen umher zu versenden. (a)

Es

(a) Wollte man zweifeln, ob es solche Bilder gebe, die sich von der Oberfläche der Dinge ablösen, so darf man nur einen Blick auf die Bilder im Spiegel, im Wasser, oder in andern Gegenständen werfen, deren Glätte dieser Absicht entspricht. Sie gleichen den Dingen auf allen Seiten, die sie vorstellen. Könnten sie dieses, wenn sie nicht eine Wirkung der Bilderchen wären, die sich von den Dingen ablösen? Gewiß genug läßt sich kein anderer Grund der vollkommensten Gleichheit angeben, in der sie sich gegen jene verhalten, als weil sich, so zu sagen, die äusserste Rinde von dem Dinge abschälet, und sich in den Spiegel, oder in das Wasser versenket.

Es leidet also keinen Zweifel, daß es gewisse Nachbilder der Gestalten gebe, von grosser Feinheit und Aehnlichkeit, die kein Auge zu sehen vermag, aber durch unaufhörlichen Wiederschein aus der glatten Fläche des Spiegels sichtbare Gegenstände werden. Dieß ist auch der einzige Grund, warum sie die Gestalt jedes Dinges zu zeigen im Stande sind.

Nun höre noch, von welcher Feinheit diese Nachbildungen seyn. Du weißt, in welcher Entfernung die Saamenkörperchen von unseren Sinnen abstehen. Allein diese Nachbildungen, von denen hier die Rede ist, sind noch unendlich kleiner, als das, was bey der Auflösung der Dinge unsern Augen entgeht. (a)

Damit

(a) Unter die besonderen Eigenschaften dieser Bilder setzet Lukretius die größte Feinheit, die sich nur denken läßt. Um dieß einigermassen zu verstehen, muß man sich einbilden, daß diese Bilder nichts anders seyn, als die zartesten Sonnenstäubchen. Nun weiß man aber, daß die Sonnenstäubchen ausser-

Damit du dir hievon einen Begrif zu machen im Stande seyst, so vernimm in etlichen Zeilen, welche Feinheit den Saamenkörpern der Dinge zukomme.

Vors erste giebt es eine Menge so kleiner Thierchen, daß man kaum den dritten Theil von ihnen mit blossem Auge zu sehen vermag. Und was glaubest du wohl, von welchem Umfange die Eingeweide eines jeden seyn müssen? Welches Pünktchen wird ihr Herz, oder ihre Augen scheinen! von welcher Feinheit werden ihre Glieder, ihre Gebeine seyn! Nun denke dir noch die Bestandtheile des Geistes hinzu. Würde man nicht mit dem Worte tändeln, wenn man ihnen einige Grösse beylegen wollte?

Die Dinge, die was immer für einen Geruch umherstreuen, die garstige Wermuthstaude,

---

ausserordentlich zart und fein seyn müssen, weil ganze Myriaden erfodert werden, auch nur das kleinste Theilchen aus ihnen zusammen zu setzen.

staude, das Fieberkraut und andere von solcher Art, darf man nur auf eine ganz leise Weise berühren, und doch wird man den Augenblick merken, daß sich verschiedene Gestalten aus ihnen ergiessen, zwar alles Masses beraubet, und keine Gegenstände für unsere Blicke, gleichwohl etwas; wenn es auch noch keinem gelungen ist, ihren Umfang zu bestimmen, und mit Worten auszudrücken.

Damit du jedoch nicht wähnest, daß nur diejenigen Bilder in den Lüften herumschwärmen, die sich von den Dingen losreissen, so muß ich dir sagen, daß es auch andere giebt, die für sich bestehen, und in aller Welt herumtreiben. Sie sind auf mannichfache Weise gestaltet, durchkreuzen die obern Gegenden, und hören nicht auf, die Blicke mit unerschöpflichen Verwandlungen zu täuschen. Sie bilden sich in alles um, scheinen alles zu seyn, und wieder nichts. Ein Beyspiel dieser Art geben uns die Wolken, die sich in der Höhe mit leichter Mühe sammeln,

der Heiterkeit des Tages Eintrag thun, und die Luft mit hohlen Donnern erschüttern. Was stellen sie nicht alles vor! Bald scheinen Riesenköpfe daher zu schweben, und ihren Schatten auf die weite Gegend umher zu werfen, bald thürmen sie sich zu geschwollenen Bergen auf; abgerissene Felsenstücke wälzen sich vor ihnen daher, und verbauen die glänzenden Aussichten der Sonne: Bald tritt wieder ein anderes Ungeheuer auf, das in seinem Schoosse ganze Regenfluthen enthält, und so weiter.

Nun kömmt es noch darauf an, daß ich dir auch zeige, mit welcher Leichtigkeit diese Nachbilder gezeuget werden, mit welcher Geschwindigkeit sie sich von den Dingen trennen, und im leeren Raume herumtaumeln. Denn nie gebricht es den Dingen an einigem Vorrathe, der sich von ihnen ablöset. Geräth er auf seinem Fluge mit anderen Gegenständen zusammen, so windet er sich entweder durch, oder er wird in Verwirrung ge-

bracht,

bracht, und vermag keine Gestalt nachzubilden. Das erste geschieht, wenn die Gegenstände von der Art der Kleider sind, das zweyte, wenn sie den Steinen oder der Härte des Holzes gleichen. Stellen sich ihm aber solche Dinge in den Weg, deren Oberfläche Dichtigkeit und Glätte zieren, so geschieht weder das eine noch das andere. Denn durchdringen kann er sie nicht, wie die Kleider, und getheilet vermag er wieder nicht zu werden, weil ihm die Glätte den nöthigen Beystand leistet. Daher kommen denn aber auch die Nachbilder, und dieß ist der einzige Grund, warum sich, sobald als man nur will, der Abdruck des Gegenstandes in den Spiegel zeiget, den man ihm vorhält. Und also kann es nicht bezweifelt werden, daß sich von der Oberfläche der Dinge sonder Unterlaß dünne Gewebe losreissen, denen die nämliche Gestalt zukömmt, die sie selber haben. Und eben so wahr ist es, daß in wenigen Augenblicken eine Menge von Nachbildern gezeuget wird. Daher zu ihrer Entstehung

kein

kein Aufwand von langen Zeiten erfodert wird. (a)

Wie die Sonne in einem Augenblicke viele Strahlen versenden muß, um alle Gegenden ohne Unterlaß zu beleuchten; so müssen sich auch von den Dingen in kurzer Dauer unzählige Nachbilder absondern, und auf alle Seiten verstreuen. Denn man kehre den Spiegel, wohin man will, die Dinge scheinen aus ihm ohne die geringste Veränderung der Gestalt oder der Farbe wieder.

Zu-

(a) Es giebt keinen Augenblick, da sich nicht solche Bilder von den Dingen ablösen sollten. Denn man sehe sich in einen Spiegel, wenn man nur will, nie wird er ermangeln, den Abdruck unserer Gestalt zurücke zu werfen. Könnte dieß geschehen, wenn die Bilder eine Pause machten, und nicht immer auf die Spiegel wirkten? Fraget man aber, warum nicht auch andere Gegenstände die Bilder wiederscheinen lassen, so giebt er zur Antwort: weil sie entweder von löcherichter Beschaffenheit seyn, daß die Bilder durchwischen können, oder so rauch und holpericht, daß sie sie theilen und verwirren. —

Zudem geschieht es gar oft, daß das schwärzeste Gewitter die glänzende Heiterkeit, die das ruhige Gewölbe des Himmels erhellte, so plötzlicher Weise verdränget, daß man sich kaum erwehren kann zu glauben, die Finsternisse der Hölle seyn aus ihren Abgründen entflohen, und haben sich in alle Gegenden der Oberwelt ergossen. Mit solchem Schrecken wüthen die fürchterlichen Wolken umher, und strömen schauderndes Entsetzen auf die Häupter der Sterblichen herab. Fragest du mich aber, was es mit ihren Gestalten für eine Bewandtniß habe, von welchem Umfange, von welcher Dichtigkeit oder Grösse sie seyn? so muß ich dir gestehen, daß ich deine Neugierde zu befriedigen nicht im Stande bin. Ja noch mehr, ich behaupte, daß Niemand hierüber was vorzubringen vermag, daß zum Ziele treffe.

Nun höre, mit welcher Geschwindigkeit die Bilder dahin schwe . , und welche Gewandtheit sie besitzen, die Lüfte zu durchschnei-

den, daß sie das weiteste Ziel in kurzen Augenblicken erreichen, sie mögen einen Weg dahin nehmen, welchen sie wollen. Denn dieses soll der Inhalt von wenigen aber süssen Zeilen seyn. So verdienet der kurze Gesang der Schwanen dem unaufhörlichen Geschrey der Krähen vorgezogen zu werden, das in der hohen Luft verhallet.

Vor allen Dingen belehret uns der Augenschein, daß die Gegenstände, deren Maaß und Gewicht von keiner Bedeutung zu seyn pflegen, mit grösserer Hurtigkeit ausgestattet seyn, als andere. Unter diese Gattung gehören, das Licht und die warme Dünste der Sonne. Denn die Bestandtheile, woraus sie zusammengesetzet werden, zeichnen sich wegen ihrer Kleinheit aus. Sie drängen sich durch die Luft, und eines befördert durch seinen Druck den Lauf des andern. Den Schlag auf Schlag folgt Licht auf Licht, und ein Strahl treibet den andern. Hieraus erhellet, daß auch die Nachbilder in kurzer Zeit einen

Raum

Raum von erstaunlichem Umfange müssen durchlaufen können. Einmal, weil sie die geringste Kleinigkeit in Bewegung setzen, und fortreiben kann; zweytens, weil ihr Gewebe von solcher Feinheit ist, daß sie durch alles zu schlüpfen, und den Luftraum ohne Hindernisse zu bereisen vermögen. (a)

Wir sehen über dieses, daß einige Theilchen der Dinge, von denen sich behaupten läßt, daß sie nicht von der Oberfläche kommen, wie das Licht und die Wärme der Sonne, kaum da sie sich ergossen haben, schon den

(a) Woher kömmt die ausserordentliche Geschwindigkeit der Sonnenstrahlen? Sie sind klein und zart, trennen sich von der Sonne auf die leichteste Art, werden von andern, die ihnen unmittelbar nachfolgen, in ihrem Laufe befördert, und können wegen ihrer Kleinheit von der Luft nicht gehindert werden. Allein, wenn dieß die Ursachen sind, warum sich die Sonnenstrahlen mit solcher Eile ergiessen, so wird man sich aus ihnen auch die Schnelligkeit des Wiederscheines der Bilder aus dem Spiegel erklären müssen.

ganzen Umfang des Himmels erfüllen, und das Meer und die Erde mit glänzenden Strahlen erhellen. Sind aber diese mit solcher Schnelligkeit begabet, was sollen wir von jenen denken, die mit den Dingen nicht so innig verwebet sind? deren Ausflüge kein Hinderniß verspätten oder aufhalten kann? muß ihre Geschwindigkeit nicht alles übertreffen? müssen wir nicht gestehen, daß sie in der nämlichen Zeit, in welcher sich die Strahlen der Sonne um den Himmel verbreiten, noch grössere Räume werden durchlaufen können. (a)

Vor allen Dingen scheinet folgendes Beyspiel die Wahrheit meiner Behauptung, daß die Nachbilder der Dinge mit ausserordentlicher Schnelligkeit begabet seyn, über alle Zweifel wegzusetzen. Man stelle bey der Nacht klares

(a) Die Bilder sind wohl noch mit grösserer Schnelligkeit begabet, als die Sonnenstrahlen. Denn sie sind noch feiner, noch zärter, und was das entscheidendste ist, sie kommen von der Oberfläche der Dinge, da sich das Licht und die Wärme aus den inneren Theilen der Sonne winden.

klares Wasser unter den freyen Himmel, den Augenblick wird uns der Wiederschein der glänzenden Gestirne daraus entgegenstrahlen. Begreifest du nun, mit welcher Geschwindigkeit ihre Bilder aus der Höhe zur Erde nieder eilen?

Du kannst also nicht umhin, zu gestehen, daß auch solche Körperchen den Dingen entströmen, welche die Werkzeuge des Gesichtes zu rühren im Stande sind. Die Dinge düften ohne Unterlaß verschiedene Gerüche aus. Wer dieses läugnen wollte, der könnte auch zweifeln, ob die feuchte Kälte von den Flüssen, die Wärme von der Sonne, der Schaum von den Wogen des Meeres, und die tiefen Höhlen der Felsen von den spühlenden Fluten herrühren. Auch hören mannichfaltige Stimmen nicht auf, in den Lüften herumzufliegen. Wenn wir uns an dem Ufer des Meeres ergehen, so fühlen wir auf unserm Gaumen einen Geschmack von gesalzener Feuchtigkeit; lassen wir aber vor unseren Augen einen Wehr-

muthsaft abgiessen, so spüren wir seine Bitterkeit auf unsern Lippen. Also gewiß ist es, daß sich von allen Dingen etwas ablöset, und in jede Gegend verstreuet. Da giebt es keine Ruhe, keine Rast. Wir empfinden, sehen, hören, schmecken und riechen immer etwas. (a)

Wenn wir in der Dunkelheit irgend eine Sache von dieser oder jener Gestalt mit den Händen befühlen, so werden wir nicht betrogen; Wir erkennen sie für das, was sie bey hellem Tage den Augen zu seyn scheinet. Man muß also glauben, daß das Gefühl und das Gesicht auf die nämliche Weise gerühret werden. Ist der Gegenstand, den wir betasten, ein Viereck, das seine Gestalt unserm Gefühle

(a) Nach der Meinung des Dichters muß der Zug der Bilder durch unsere Augen gehen, wenn sie gesehen werden sollen. Weil von den übrigen Sinnen die Erfahrung lehret, daß sich die Ausflüsse der Dinge auf ihre Werkzeuge ergiessen müssen, wenn sie sie empfinden sollen.

fühle mittheilet, so wird auch bey Tage nur ein Viereck auf das Gesicht wirken können.

Und dieses bewegt mich zu glauben, daß der Grund, warum wir etwas sehen können, in den Nachbildern der Dinge liege; daß wir ohne sie kein einziges erblicken würden.

Das, was ich die Nachbilder der Dinge nenne, schwebet in aller Welt herum, und es ist kein Platz, den sie nicht einnähmen. Weil wir aber nur mit den Augen zu sehen vermögen, so geschieht es, daß wir nur von jenen eine Vorstellung haben, gegen welche sie gekehret sind.

Auch der Abstand, der sich zwischen uns und einer Sache befindet, läßt sich aus ihrer Vorstellung abnehmen. Denn sobald sich das Nachbild von dem Dinge trennet, stößt und treibt es die Luft vor sich her, die den Zwischenraum erfüllet. Diese nimmt ihren Weg durch die Werkzeuge des Gesichtes, streifet

den Augapfel vorbey, und setzet uns in den Stand zu bemerken, in welcher Entfernung eine Sache von uns absteher. Je mehr also der Luft ist, die solchergestalt in Bewegung gebracht, und je länger die Wirkung dauert, die dadurch auf unser Auge gemacht wird, desto grösser muß uns auch die Entfernung der Sache zu seyn scheinen. Versteht sich, daß alles in schneller Eile geschehen müsse, damit wir mit einem Blicke nicht nur erkennen, was die Sache sey, sondern auch, was sich für ein Abstand zwischen ihr und uns befinde.

Doch muß man sich nicht wundern, daß wir die Sache selbst erblicken, die verschiedenen Gestalten aber, die das Auge berühren, und diesen Anblick bewerkstelligen, zu sehen ausser Stand gesetzet seyn. Denn das nämliche pfleget uns auch mit dem Winde, wenn er uns anhauchet, und mit der Kälte zu begegnen, von welcher unsere Glieder erstarren. Wir empfinden ihre Wirkungen überhaupt,

aber

aber was jedes Theilchen für sich hiezu beyzutragen pflege, das fühlen wir nicht. Uns ist nur, als ob sich etwas ausser uns bemühte, durch eine Reihe von Eindrücken, die es auf unsern Körper macht, sein Gefühl in uns zu bewirken. Wenn wir über dieses mit unserem Finger an einen Stein schlagen, so berühren wir nur die Oberfläche des Steines und seine Farbe. Können wir aber sagen, daß wir diese auch fühlen? Nein. Denn alles, was wir empfinden ist seine Härte. (a)

Nun vernimm, warum die Vorstellungen sich jenseit des Spiegels befinden. Denn

(a) Wie kömmt es aber, daß wir die Dinge selbst erblicken, und die Bilder nicht, die doch unmittelbar auf die Augen wirken? Hierauf antwortet Lukrez nach seiner Art mit einem Gleichnisse: Wir fühlen die einzelnen Theilchen des Windes nicht, ihn aber empfinden wir. Wenn wir nun die Bilder den einzelnen Theilchen des Windes, die Dinge aber selbst mit dem Winde vergleichen, so ist die Schwierigkeit gehoben. Das nämliche gilt auch von der Härte des Steines.

das leidet doch keinen Zweifel, daß sie sich hinter demselben unseren Augen zeigen. Wie jene Dinge mit ihrem Beyspiele die Gewähr leisten können, die man ausserhalb des Hauses erblicket, wenn die Thüren eröfnet werden, und der freyen Aussicht kein Hinderniß im Wege stehet. Der Anblick, den man dadurch erhält, wird, wie jener, von zweyfacher Luft hervorgebracht. Das erste, was in die Augen wirket, ist die Luft, die sich innerhalb der Schwellen befindet, dann kommen die Flügel der Thore zur Rechten und Linken, darauf das äussere Licht und die zweyte Luft mit allen Dingen, die draussen ihr Wesen treiben. Gleiche Bewandtniß hat es mit den Bildern im Spiegel. Wenn sie sich unseren Augen darstellen, so treiben sie die Luft vor sich her, die zwischen ihnen und unserm Gesichte sich befindet, und machen, daß wir diese vor dem Spiegel fühlen. Sobald es aber dahin gekommen ist, daß auch der Spiegel auf unsere Sinne wirket, so schiesset der Abdruck von uns augenblicklich in denselben hin-

ein, und sieht gegen uns heraus; treibt aber die neue Luft vor sich her, und machet, daß wir sie früher, als die Gestalt erblicken, die sich hinter ihr befindet. Das ist denn auch die Ursache, warum uns der Abstand zwischen ihr und dem Spiegel von solcher Grösse zu seyn scheinet. Was Wunder also, daß die Sachen aus dem Spiegel wiederscheinen, da wir doch sehen, daß der ganze Grund hievon in der zweyfachen Luft zu suchen sey. (a)

Wa-

(a) Die Bilder, die von der Fläche des Spiegels zurücke prallen, werden nicht auf dieser Fläche, sondern gleichsam innerhalb des Spiegels, und in einer gewissen Tiefe gesehen. Dieses erkläret der Dichter auf folgende Weise: Der Abstand des Gegenstandes von dem Auge wird aus der Luft erkannt, die das Bild gegen das Auge vor sich hertreibet. Verdoppelt sich diese Luft, so ist es natürlich, daß auch der Zwischenraum desto grösser seyn muß. Nun treibet das Bild des Spiegels (denn wir sehen nicht bloß die Sache, deren Bild der Spiegel zurücke wirft, sondern auch den Spiegel selbst) eine Luft, das zurückgeworfene Bild die zweyte vor sich her, und das ist die Ursache,

warum

Warum aber die rechte Seite im Spiegel zur linken werde, läßt sich ohne grosse Schwierigkeit beantworten. Weil das Bild, wenn es an die Fläche des Spiegels trift, keine Wendung machet, sondern auf die nämliche Weise zurücke prallet, wie wir an den gypsernen Figuren zu bemerken Gelegenheit haben, die sich, da sie noch nicht zur völligen Härte gediehen sind, an irgend einem Körper abdrücken. Wenn man bey diesem Geschäfte keinen Fehler begangen, und der Abdruck auf die gehörige Art geschehen ist, so werden wir sehen, daß das Auge, welches vorhin das rechte war, zum linken, und jenes, welches das linke war, zum rechten gemacht worden.

Es

---

warum wir das Bild nicht auf der Fläche des Spiegels, sondern in der Tiefe erblicken. Er erkläret dieß alles durch ein Beyspiel von solchen Dingen, die man aus seinem Zimmer in freyer Ferne sieht. Indem die Bilder die äussere Luft bis an die Schwelle, und dann die innere von der Schwelle bis zu unseren Augen treiben. —

Es ergiebt sich wohl auch, daß sich die nämliche Vorstellung aus einem Spiegel in den andern fortpflanzet, wodurch es denn geschieht, daß fünf oder sechs Bilder auf einmal gesehen werden. Denn alle Gegenstände, die sich in den innern Theilen eines Hauses befinden, können durch mehrere Spiegel zum Vorschein gebracht werden, gesetzt auch, daß sie noch so verstecket wären, und durch noch so verschiedene Krümmungen herausgeholet werden müßten.

Das Bild entwirft sich aus einem Spiegel in den andern, und hiedurch wird es bewirket, daß die Linke zur Rechten, und endlich wieder zu dem gemacht wird, was sie ist.

Alle Bilder hiernächst, die sich im Spiegel von einer Seite zeigen, die derjenigen entspricht, die wir ihm zukehren, thun dieses aus keiner andern Ursache, als weil sich ihr Abdruck aus einem Spiegel in den andern fortpflanzet, und also erst nach einer doppelten

ten Umwandlung auf unsern Anblick wirket. Oder auch darum, weil sie sich in dem Augenblicke, da sie sich unsern Augen darstellen, umkehren; und dieses wiederum aus keinem andern Grunde, als weil sie sich nach dem Wiederscheine des Spiegels richten, der sich gerade so wendet, daß jede Seite mit unsern übereinstimmet.

Sogar sollte man glauben, daß die Bilder mit uns einhergehen, den Fuß mit uns über die Schwelle setzen, und unsere Gebehrden nachahmen. Aber warum? ich sollte meinen, es geschehe darum, weil sich die Bilder von der Seite des Spiegels, die man eben verlassen hat, so plötzlich nicht entfernen können; denn die Natur hat ihnen die Nothwendigkeit aufgelegt, innerhalb gewisser Schranken zu bleiben, und den Dingen in allen Wendungen zu entsprechen.

Die Augen haben über dieses einen Abscheu vor allem, das glänzet, und ziehen ihre

Blicke

Blicke davon ab. Die Sonne hat sogar das Vermögen, jeden, der sich mit ihren Strahlen bekannt machen will, zu blenden. Denn sie ist von ausserordentlicher Stärke. Ihre Ausflüsse drängen sich von der Höhe durch die reine Luft mit gefährlicher Eile herab, verletzen die Augen, und zerstören ihre Fugen. Zudem hat jeder Schimmer, wenn er schärfer ist, als gewöhnlich, die Eigenschaft, daß er den Augen wehe thut. Denn er vereiniget in sich eine Menge von feurigen Saamenkörpern, die den Augen durch ihre Berührung unleidliche Schmerzen verursachen.

Den Gelbsüchtigen scheinet alles, was sie sehen, mit gelber Farbe bekleidet zu seyn. Einmal, weil sich von ihrem Körper eine Menge von gelben Ausflüssen den Vorstellungen zugesellet, die sie sich machen, und dann, weil sich in ihren Augen eine Mischung von unzähligen Dingen befindet, die durch ihre Seuche alles mit gelber Schminke besudeln.

Wenn wir auch in dunkeln Höhlen sitzen, so können wir doch alles, was ausserhalb derselben, und im Lichte geschieht, mit genauer Deutlichkeit wahrnehmen. Die Ursache ist klar. Denn die nähere Luft, von welcher die Dunkelheit entsteht, nimmt zwar von unsern Augen ungehinderten Besitz, aber der helle Schimmer folget ihr auf der Stelle nach, jaget sie in die Flucht, und reiniget die Augen wieder. Denn es ist nicht zu läugnen, daß dieser um ein grosses beweglicher und kleiner ist, als jene. Daher ihm auch der Vorzug der grösseren Stärke zukömmt. Hat er einmal die verschiedenen Winkel der Augen mit seiner Klarheit erfüllet, und jeden Platz eröfnet, den die Dunkelheit eingenommen hatte, so enthüllen sich plötzlich die Gestalten der Dinge, die sich im Lichte herumtreiben, und bewirken durch ihre Eindrücke, daß wir sie von allem übrigen unterscheiden. Allein das Gegentheil ist für uns nicht möglich. Wir sind nicht im Stande zu sagen, was in der Dunkelheit vorgeht, wenn wir

an hellen Orten stehen. Denn hier ist es die dicke Luft der Dunkelheit, welche den hellen Schimmer verdränget, alle Zugänge der Augen besetzet, alle Winkel erfüllet, und nicht gestattet, daß jene Gestalten ein Gegenstand unserer Anschauung werden.

Die viereckichten Thürme der Städte kommen uns in der Ferne rund vor, weil unter allen Winkeln diejenigen von der runden Gattung am weitesten gesehen werden, oder vielmehr nicht gesehen werden, indem ihr Eindruck verlischt, und sich zu unseren Augen nicht fortzusetzen vermag. Denn da die Gestalten ihren Weg durch viele Luft zu nehmen genöthiget sind, so kann es nicht fehlen, ihr Eindruck muß seine Kraft verlieren. Da nun auf solche Weise auch die kleinsten Merkmale eines Winkels verschwinden, so pfleget es zu geschehen, daß uns jene Gebäude wie gedrechselt vorkommen. Nicht zwar völlig so rund, als ob sie es

auch in der That wären, sondern nur ziemlich so. (a)

Hieher gehöret auch, daß sich der Schatten in der Sonne zu bewegen, mit uns die Füsse zu wechseln, und unsere Gebährden nachzuahmen scheinet. Wenn es dir nicht gar zu unglaublich vorkömmt, daß die lichtlose Luft einhergehn, und die Bewegungen und Gebährden der Menschen nachmachen sollte, Denn gewiß ist es, daß das, was wir den Schatten zu nennen pflegen, nichts anders seyn kann, als eine Beraubung des Lichtes. Weil der Boden nach und nach, wie wir unsere Schritte fortsetzen, den Anglanz der Sonne verlieret, und gewinnet, nachdem wir entweder diesen oder jenen Ort einnehmen, oder

ver-

(a) Die viereckichten Thürme scheinen in der Ferne rund zu seyn. Weil das Bild des viereckichten Thurmes auf seinem Wege aus der Ferne zu unseren Augen öfters von der begegnenden Luft so sehr abgerieben wird, daß seine Winkel nicht anders als in runder Gestalt erblicket werden können.

verlassen. Hieraus läßt sich erklären, warum uns der Schatten unsers Körpers auf allen Wegen nachzuschleichen scheinet. Denn neue Strahlen des Lichtes ergiessen sich ohne Unterlaß herab, und die erstern vergehen, wie die Wolle, die nach und nach eine Beute des Feuers wird. Daher kostet es keine Mühe, der Erde das Licht zu entziehen, und wieder zu geben, und alle Dunkelheit von ihrem Antlitze zu wischen.

Indeß können wir uns doch nicht überreden lassen, dieß einen Betrug der Augen zu nennen. Denn was kann man von ihnen mehr verlangen, als daß sie den Ort unterscheiden, wo Licht oder Schatten herrschet? Ob es wahres Licht sey, oder nicht, ob der nämliche Schatten, der sich auf dieser Seite zeigte, auf die andere übergieng, oder das geschieht, was wir vorher gesagt haben, das ficht sie nicht an. Das muß der Verstand ausmachen. Noch ist es keinem Menschen eingefallen, den Augen eine Einsicht in die Natur der Dinge

beyzulegen. Darum muß man sich auch wohl hüten, die Fehler des Verstandes den Augen anzurechnen. (a)

Das Schif, in welchem wir uns befinden, scheinet uns in dem Augenblicke, da es in größter Eile fortschiesset, zu ruhen, die andern hingegen, die noch im Hafen liegen, scheinen zu entweichen. Die Hügel und Ebnen, vor denen wir vorbeysegeln, haben das Ansehn, als ob sie unserm Fahrzeuge entgegen flögen.

Alle Gestirne des Himmels scheinen an ihre Stellen gebannet zu seyn, und doch ist nichts gewisser, als daß sie in ewiger Bewegung herumgetrieben werden. Sie bewandern

(a) Lukrez hält die Sinne für untrüglich, weil sie die Bilder der Dinge so aufnehmen, wie sie ihnen überliefert werden: sie haben keine Einsicht in die Natur der Dinge, sie fällen kein Urtheil, thun keinen Ausspruch, und begehen darum keinen Fehler. Aller Irthum entsteht aus den Muthmassungen der Seele.

dern mit ihrem Lichte den ganzen Umfang des Himmels, und eilen vom Aufgange zum weiten Niedergange hinüber. Auf gleiche Weise glauben wir, der Mond und die Sonne stehen, wiewohl es gar keine Schwierigkeit brauchet, einzusehen, daß beyde in rastloser Eile begriffen sind.

Die Berge, die sich aus der Mitte des Meeres dem Gewölbe des Himmels entgegen thürmen (wiewohl sich ein solcher Raum zwischen ihnen befindet, daß ganze Flotten ihren Lauf hindurch nehmen können) scheinen nur eine Kette zu seyn, und durch ihre Vereinigung eine hohe Insel zu bilden.

Säulen und Thore scheinen den Knaben, wenn sie nun aufgehöret haben, sich in schnellen Kreisen herum zu drehen, zu taumeln, und unter einander gerüttelt zu werden, daß sie sich kaum der Furcht erwehren können, es werde ihnen das ganze Haus über dem Kopfe zusammen stürzen.

Wenn die Morgenröthe mit zitterndem Schimmer ihre Laufbahn eröfnet, und über die Spitzen der Berge sich erhebet, so würdest du glauben, daß sich zwischen der Sonne und den Gebirgen, die sie mit ihren Strahlen zu berühren scheinet, kein grösserer Raum befinde, als etwa der seyn möchte, den wir mit zweytausend Bogenschüssen, oder fünfzig Absendungen eines Wurfspiesses messen könnten. Und gleichwohl liegen zwischen ihnen ungeheure Meere, über welche sich ein grosser Theil des Himmels wölbet; gleichwohl liegen unendliche Strecken der Erde zwischen ihnen, auf denen verschiedene Völkerschaften und eine Menge von Thieren wohnen.

Die kleinste Lache, die sich zwischen den Pflastersteinen auf der Gasse sammelt, wenn sie nur einen Finger tief ist, gewähret uns einen Anblick, der so weit unter die Erde zu reichen scheinet, als der Himmel über uns erhaben ist. Wir glauben die Wolken, den Himmel und seine Gestirne unter unsern Füssen zu erblicken.

Wenn

Wenn wir endlich dem muthigen Rosse mitten in einem Strome den Zügel anhalten, und einen Blick auf die reissenden Wellen hinab werfen, so scheinet uns ihre Gewalt den umgekehrten Leib des stehenden Rosses zu tragen, und mit ungestümmer Bemühung gegen den Strom herauf zu drücken. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit den übrigen Gegenständen, auf die wir unsere Augen wenden. Alles ist in Bewegung, alles scheinet zu fliessen.

Eine Halle mag noch so gerade fortlaufen, und, auf gleiche Säulen gestützet, in unveränderlicher Länge ausdauern, so wird es gleichwohl nicht fehlen, daß sie nicht, wenn man sie von einem Ende zum andern übersieht, sich allmählig zu verengen scheinen sollte. Die Decke wird sich mit dem Boden, die rechte Wand mit der linken zu vermischen scheinen, und endlich wird sie sich ganz in eine finstere Spitze zusammengezogen haben.

Den Schiffern auf dem Meere scheinet die Sonne sich aus den Wellen zu erheben, und nach vollbrachter Reise ihr Strahlenhaupt wieder in die Wellen unterzutauchen. Denn sie sehen in unermeßlicher Ferne nichts als Wasser und Himmel um sich her, und also darf es uns nicht wundern, daß ihre Sinnen auf solche Weise getäuschet werden.

Diejenigen, die des Meeres nicht kundig sind, glauben, daß die Schiffe mit gebrochenen Rudern die Wellen theilen, und in den Hafen einlaufen. Denn der Theil des Ruders, der über dem Wasser ist, und alles übrige, scheinet gerade zu seyn; was aber unter dem Wasser ist, das hat das Ansehn, als ob es gebrochen wäre, und seine Spitze gegen oben heraufkehrte. Ja noch mehr, es scheinet völlig auf der Fläche des Wassers zu schwimmen.

Wenn bey der Nacht die Winde verschiedene Wölkchen vor sich her treiben, möchten

wir uns gerne bereden, daß die glänzenden Gestirne des Himmels den Wolken entgegen ziehen, und einen ganz andern Weg nehmen, als ihnen die Vernunft angewiesen hat.

Wenn man mit einem Finger den Augapfel in die Höhe drücket, so verdoppelt sich alles, was man anschauet. Wir sehen zwo brennende Fackeln ihre Funken umher streuen. Alles Geräthe, das sich in dem Zimmer befindet, alle Menschen, mit denen wir in Gesellschaft sind, vermehren sich auf diese Art.

Hat der Schlaf unsere Glieder abgespannet, und lieget der Leib in süsser Ruhe hingegossen, so sollte man nichts weniger glauben, als daß wir in diesem Zustande noch das Ansehn haben könnten zu wachen, unsere Glieder zu bewegen, und den Anblick der Sonne zu geniessen. Gleichwohl ist es nicht anders. Oft kömmt es uns sogar vor, als ob wir aus unserm Himmelsstriche über Meer, Flüsse und Berge versetzet würden, oder auf

dem Felde lustwandelten, wiewohl es gewiß ist, daß wir nicht aus dem Bette gekommen waren. Alles um uns her ist stille, tiefes Schweigen der Nacht, und doch scheinen wir bald dieses, bald jenes zu hören, und reden, ohne den Mund aufzuthun.

Was liesse sich von dieser Gattung nicht noch alles sagen! wie viele Beyspiele könnte man noch anführen, wenn es uns darauf abgesehen wäre, den Sinnen alle Glaubwürdigkeit zu benehmen. Allein weder das, was wir schon erzählet haben, noch das, was sich noch Aehnliches beybringen liesse, würde solch einen Sieg über die Sinnen erhalten. Denn gewiß ist es, daß der größte Theil solcher Täuschungen seinen Ursprung unserem Wahne zu danken hat. Er ist es, der uns verführet, etwas zu sehen, das die Sinnen nicht erblicken. Dafür ist aber auch nichts rühmlicher, als die Bemühung, die Wahrheit von dem Scheine zu unterschei-

den, den unsere Einbildung den Dingen aufhängt. (a)

Diejenigen, welche behaupten, daß man nichts wissen könne, müssen auch zugeben, daß sie sich durch dieses Geständniß selbst um das Recht bringen, zu entscheiden, ob man was wissen könne, oder nicht. Mit diesen will ich nicht streiten. Denn da sie sich selbst auf den Kopf stellen, und den Krebsgang gehen, so wollen wir ihnen weiter kein Hinderniß in den Weg legen.

Aber gut; es kömmt mir auch nicht darauf an; ich will annehmen, daß sie dieses wissen. Aber fragen muß ich sie: Da sie vorher noch keine

(a) Wir können in Absicht auf die Dinge, die sich den Sinnen offenbaren, betrogen werden. Muß man aber darum die Sinne selbst der Betrüglichkeit beschuldigen? Wie ungerecht! Sie nehmen die Bilder der Dinge nicht anders auf, als sie ihnen überliefert werden. Was können sie dafür, daß die Vernunft so oft ein übereiltes, ein unbedachtsames Urtheil fället?

keine Gewißheit in den Dingen gefunden haben, woher, aus welcher Offenbarung sie es haben, was für ein Begrif mit dem Worte Wissen und nicht Wissen zu verbinden, woher die Merkmale der Wahrheit und der Lüge entstanden seyn, und mit welchen Gründen sie den Unterschied zwischen der Gewißheit und dem Zweifel erhärten wollen.

Alles wohl überlegt, so wirst du finden, daß der erste Grund der Wahrheit in den Sinnen liege. Gegen ihr Urtheil gilt kein Widerspruch, sie lassen keiner Einwendung Platz. Denn was verdient mehr unseren Glauben als das, was aus eigner Kraft die Lüge durch die Wahrheit bestreiten kann? Was besitzet aber diese Kraft mehr, als die Sinnen? Sollte sich die Vernunft, die ganz von den Sinnen abhängt, erfrechen, sie der Betrüglichkeit zu beschuldigen? Denn ist ihnen nicht zu trauen, was hat denn die Vernunft ausser ihnen, worauf sie sich stützen könnte? Wahrlich, so steht es sehr schlecht um sie, so ist

sie auch weiter nichts als eine Betrügerin. Oder sollten die Ohren den Augen, das Gefühl den Ohren sagen, daß sie sich geirret haben? Soll der Geschmack das Gefühl über seine Fehler aufklären? Soll die Nase von den Augen eines Bessern belehret werden? Das kann ich nicht glauben. Denn jedem Sinne wurde sein eigenes Vermögen, seine eigene Kraft zugetheilet, und es ist nothwendig, daß das, was an und für sich weich oder hart, kalt oder warm ist, auch weich oder hart, kalt oder warm diesem oder jenem Sinne zu seyn scheine. Gleiche Bewandtniß hat es mit den Farben und allem, was mit ihnen in einiger Verbindung stehet. Sie haben ebenfalls ihren besondern Sinn. Und so wird auch der Geschmack, so der Geruch auf seine Weise gezeuget, so thut der Schall nur am gehörigen Orte seine Wirkung. Aber eben hieraus fliesset auch, daß ein Sinn den andern keines Fehlers überweisen kann. Nicht einmal sich selbst vermögen sie zu tadeln. Denn warum sollten sie sich nicht immer den

näm-

nämlichen Glauben beymessen? und folglich? folglich ist das, wovon wir durch sie belehret werden, die reine Wahrheit. (a)

Kann auch die Vernunft den eigentlichen Grund nicht angeben, warum uns das, was in der Nähe ein Viereck ist, in der Ferne rund scheinet; so ist es doch rathsamer, sich in der Noth

(a) Die Sinne sind dem Lukrez die einzigen Mittel zur Wahrheit: denn was verdient mehr diesen Namen, als das, wodurch wir in den Stand gesetzet werden, jeder Unwahrheit auf die Spur zu kommen? Diesen Dienst leisten uns die Sinne. Vor ihnen muß alle Falschheit entweichen, und sie erkennen keinen Richter über sich. Denn wer sollte dieses Amt gegen sie verwalten? Die Vernunft? Hängt sie denn nicht selbst von den Sinnen ab? oder wird ein Sinn den andern überweisen? Aber wie das? Da jeder sich nur mit der Art von Gegenständen abgiebt, die für ihn bestimmet ist, und sich wegen der übrigen Sinne ganz unbekümmert läßt. Oder wird sich der nämliche Sinn zuweilen selbst belehren? Das kann wieder nicht seyn. Weil sie ihre Glaubwürdigkeit nie verlieren können. Was ist also gewisser, als die blossen Vorstellungen der Sinne?

Noth lieber falsche Ursachen von diesem oder jenem zu denken, als auch das auf das Spiel zu setzen, was man noch etwa Zuverläßiges haben mag. Welche Raserey, den Sinnen nicht trauen zu wollen, und hiedurch seine Wohlfahrt, ja selbst das Leben aller Stützen zu berauben! Denn es ist gewiß, daß nicht nur die Vernunft, sondern auch das Leben in die Schanze geschlagen wird, sobald man die Sinnen um ihr Ansehn bringt, sobald man sich auf ihren Ausspruch nicht verlassen darf. Was sind alsdenn die Ausdrücke: Fliehe die gefährlichen Oerter, und alles, was dir einigen Schaden verursachen kann, aber befleißige dich des Gegentheiles? Was sind sie anders, als leere Töne, Worte ohne Bedeutung? Du siehst also, daß es eine fruchtlose Bemühung ist, ein Mistrauen gegen die Sinnen erwecken zu wollen. (a)

Wenn

(a) Wenn uns also der viereckichte Thurm in der Ferne rund vorkömmt, was sollen wir hievon denken? Der Dichter meinet, wir sollen uns mit

Wenn in einer Maschine das Hauptrad seiner Bestimmung nicht zusaget, oder die Richtschnur aus ihrem Gleise tritt, wenn eine Waage sich nur ein bischen gegen eine Seite neiget, so kann man mit allem Rechte behaupten, daß das Ganze die verlangten Wirkungen nicht hervorbringen wird. Alles wird ein widriges, schiefes, abhängiges und widersprechendes Ansehn gewinnen. Einiges wird den Einsturz drohen, und einiges wird es auch in der That thun; und dieses alles darum, weil es in den ersten Gründen schon übersehen war. Gleiche Bewandniß hat es mit unseren Urtheilen über die Beschaffenheiten der Dinge. Sie müssen falsch seyn, weil sie sich auf die Sinne gründen, denen man alle Zuverläßigkeit abgesprochen hat.

Nach

---

mit diesen Erscheinungen nicht bemengen, oder ihnen lieber was immer für eine Ursache unterschieben, als ein Mistrauen in die Sinne setzen, auf die sich unsere Wohlfahrt gründet. Denn ohne sie werden wir nie wissen, was uns nützlich oder schädlich sey.

Nach allem, was ich bisher gesagt habe, ist es gar nicht schwer, zu erklären, wie sich die übrigen Sinne mit den Gegenständen befangen, die für sie bestimmet sind. (a)

Der Schall und jeder von der Stimme wird gehöret, sobald sie durch ihre Berührung auf die Werkzeuge des Gehöres wirken. Denn gewiß ist es, daß sowohl der Schall, als der Ton der Stimme von körperlicher Beschaffenheit seyn müssen, weil sie von den Sinnen empfunden werden. Denn die Stimme verletzet nicht selten den Schlund, und ein Schrey kann uns mit rauher Heiserkeit verwunden. Die Ursache leuchtet einem jeden ein. Denn wenn sich die Bestandtheile der Stimme in grösserer Menge durch den gewöhnlichen Ausgang zu drängen suchen, so kann es nicht fehlen, der Schlund muß durch ihren Uiberfluß leiden, und die Stimme ritzet ihn auf,

(a) Bis hieher war die Rede nur von dem Gesichte. Nun auch von den übrigen Sinnen ein Wort: Was ist das Gehör? Was ist die Stimme? —

so wie sie sich einen Weg durch ihn bahnen will. Daher ist es ausser allem Zweifel gesetzt, daß die Töne von körperlicher Beschaffenheit seyn, wodurch sie bald diese, bald jene Wirkung hervorbringen.

Auch kann dir nicht unbekannt seyn, was uns die langwierigen Gespräche, wenn sie vom Aufgange der Sonne bis in die späte Nacht fortgeführet werden, von unseren Kräften zu rauben pflegen, besonders, wenn einer die Gewohnheit hat, jedes Wort mit einem gewissen Nachdrucke herauszustossen. Wieder ein Beweis, daß die Stimme von körperlicher Beschaffenheit seyn müsse, weil der Redner durch sie geschwächet werden kann.

Die Rauhigkeit der Stimme nimmt ihren Ursprung von der Rauhigkeit ihrer Bestandtheilchen her. Auf gleiche Weise läßt sich ihre Gelindigkeit erklären. Auch ist es gewiß, daß die Bestandtheilchen in anderer Gestalt auf unsere Ohren wirken, wenn der

dumpfe

dumpfe Klang der Trompete erschallet, oder das heischere Getöse der gewundenen Hörner brüllet, als wenn die Schwanen in den feuchten Thälern des Helikons ihre Trauerlieder ertönen lassen.

Wenn wir also die rohe Stimme aus unserem Innersten heraufpressen, und durch den Mund ergiessen, so giebt ihr die künstliche Zunge die gehörige Gestalt, und bildet die Wörter, denen die Lippen noch die letzte Vollendung ertheilen.

Ist der Raum nicht allzugroß, den die Stimme bis zu unseren Ohren zu durchlaufen hat, so ist es natürlich, daß wir die Worte vernehmen, und eines von dem andern unterscheiden. Denn da behalten sie noch die Bildung, die sie empfangen haben. Ist aber dieser Zwischenraum in allzuweite Gränzen eingeschlossen, so ergiebt es sich von selbst, daß die Wörter durch die viele Luft in Verwirrung gebracht, und die Stimme der Vernehmlich-

keit beraubet wird. Daher geschieht es auch oft, daß wir zwar Lauten hören, aber nicht zusammenschlagen. Das ist: wir hören die Töne, wissen aber nicht zu sagen, was sie bedeuten sollen. So sehr zerstößt sich die Stimme an den Hindernissen, die sie bestreiten!

Wenn auf dem öffentlichen Markte der Versammlung des Volkes eine obrigkeitliche Verordnung durch den Herold vorgelesen wird, so wird sie von allen auf gleiche Weise vernommen. Woher dieses? Ich glaube, weil sich die Stimme des einzigen in mehrere Stimmen vertheilet, ohne jedoch an der Bildung der Wörter das geringste zu verändern. Wie könnte sie sonst so vielen Ohren nur einigermassen fühlbar seyn?

Der Theil der Stimme, der kein Ohr findet, auf das er wirken könnte, zerstreuet sich in die Luft. Ein anderer stößt auf was hartes, erreget einen Wiederhall, und

täuschet unsere Neugierde mit eitlen Luftgesprächen.

Dieß wird dich in den Stand setzen, dir selbst und andern genugthuende Rechenschaft zu geben, warum in einsamen Gegenden der Wiederhall der Felsen uns jedes Wort nachplaudert, wenn wir in hohen Gebirgen unsere Begleiter suchen, und unsere Stimme auf alle Seiten mit lautem Rufe ertönen lassen.

Ich erinnere mich, daß ich auf einen Schrey sechs und sieben verschiedene Gegenden antworten hörte. Denn er prallte von einem Felsen auf den andern zurück, und dieses ist der eigentliche Grund seiner Vervielfältigung. Die nachbarlichen Einwohner behaupten, daß in solchen Felsen die ziegenfüssigen Satiren und Nympfen sich aufhalten, und Faunen, von denen sie mit vielem Ernste versichern, daß sie durch ihre Spiele, durch ungewöhnlichen Lärmen bey der Nacht die schweigende Ruhe stören. In ihrer Ein-

bildung haben sie schon oft den Saitenklang der Harfen, oder die süssen Klagen gehört, welche die Künstler mit ihren Fingern aus der Flöte locken. Die Bauern vernehmen es weit umher, wenn Vater Pan die birkene Krone seines Hauptes schüttelt, mit gespitzten Lippen die verschiedenen Rohre durchläuft, und ihnen ohne Unterlaß einen Uiberfluß von ländlicher Musik ablocket. Diese und noch mehr ähnliche Geschichten von ausserordentlichen Begebenheiten erzählen sie, damit es nicht das Ansehn habe, als ob die Gegenden, wo sie wohnen, von den Göttern verlassen wären. Nur darum machen sie ein solches Aufheben von jenen Wundern. Oder es kann wohl auch seyn, daß sie noch einen andern Grund dazu haben: denn wer kennet die Begierde der Menschen nicht, die sie nach schauerlichen Geschichten haben?

Uibrigens dürfen wir uns gar nicht wundern, daß die Stimme durch solche Oerter, durch welche unsere Blicke nicht dringen

können, zu unsern Ohren gelange. Wir können uns mit andern durch geschlossene Thüren besprechen, weil sich die Stimme durch die verschlungenen Oefnungen der Dinge zu winden vermag, ohne den geringsten Schaden zu leiden. Allein das können die Bilder nicht: Sie werden zerstöret, wenn sie nicht durch gerade Oefnungen wandeln, wie das Glas hat, die jeder Gestalt den Durchzug erlauben.

Hiezu kömmt noch, daß sich die Stimme in alle Gegenden verbreitet, weil eine aus der andern entsteht. Ist nun der erste Ton in mehrere zerflossen, wie die Funken, die das Feuer umher sprühet, so werden alle Gegenden in der Ründe damit belebet, und die Wiederhalle durchkreuzen sich. Allein die Bilder nehmen überall den geradesten Weg dahin, wo sie vom Anfange die Richtung hinbekommen haben. Darum hat sich noch niemand in der Höhe gesehen; aber wohl die Stimmen ausser sich gehöret. Indeß muß man doch auch gestehen, daß selbst die Stimme,

wenn sie sich durch geschlossene Gänge windet, sehr gedämpfet wird, und zu den Ohren nicht ohne Verwirrung gelanget. Wir vernehmen oft einen Schall, und können die Worte nicht unterscheiden.

Mit dem Gaumen, der uns von dem Geschmacke der Dinge benachrichtiget, hat es die nämliche Beschaffenheit. Wir bleiben bey seinen Erscheinungen oft eben so ungewiß, und es kostet uns gleiche Mühe, die Räthsel, die er uns aufgiebt, zu lösen.

Wir empfinden vors erste den Geschmack im Munde, wenn wir die Speise mit den Zähnen zermalmen. Nicht anders, als wenn wir mit der Hand einen Schwamm seines Wassers berauben und austrocknen. Was auf solche Weise den Speisen ausgepresset wird, ergießt sich in alle Grübchen des Gaumens und alle Löcherchen der Zunge. Besteht es aus glatten Körpern, so bringt es die angenehmste Wirkung auf der Zunge hervor. Ist

es

es aber von rauher Beschaffenheit, so erwecket es einen herben Geschmack, und verwundet den Gaumen.

Das Vergnügen, das hieraus entspringet, dauert nur so lange, als der Gaumen gekitzelt wird; sobald sich die Säfte weiter hinab ergossen, und in alle Glieder vertheilet haben, höret es auf. Es kömmt auch gar nichts darauf an, welche Speise man zu seiner Nahrung brauchet, wenn sie nur von der Beschaffenheit ist, daß sie der Magen verkochen, sich in die Adern verbreiten, und die nothwendigen Säfte in gehöriger Fülle verschaffen kann.

Warum sich aber nicht alle der nämlichen Speise bedienen, sondern jeder einer andern den Vorzug ertheilet, warum das, was mir unangenehme Empfindungen erwecket, einem andern die lieblichste Süssigkeit zu gewähren scheinet, muß ich dir noch zu erklären suchen. Gewiß ist es, daß keine Verschieden-

heit grösser seyn kann, als sich hierinne befindet. Was diesem zur Nahrung dienet, wird jenem zum tödtlichsten Gifte. Der Speichel eines Menschen hat auf eine Schlange die verderblichste Wirkung. Denn wird sie damit befeuchtet, so geräth sie ausser sich, und zehrt sich selbst auf.

Uns Menschen gereichet eine Gattung Kräuter zum größten Nachtheile, welche den Gämsen die gedeihlichste Nahrung giebt. Um aber hievon genugthuende Rechenschaft geben zu können, mußt du dich vor allen Dingen des wichtigen Satzes erinnern, den ich dir schon mehrmalen einzuschärfen suchte. Nämlich, daß die Saamenkörper in eine Mischung von mannichfaltiger Art und Weise gebracht werden können. Kein Ding gleichet dem andern. Alle Thiere, die sich mit einiger Speise nähren, sind nach dem Maasse, wie sie sich in ihrem Aeusserlichen unterscheiden, und Glieder von grossem oder kleinem Umfange besitzen, aus unähnlichen Saamentheilchen zu-

sam-

sammengesetzt, und wechseln ihre Gestalten auf mannichfache Weise ab. Die Saamenstäubchen, wie du dich erinnern wirst, gehören nicht unter eine Classe, sind verschiedener Grösse. Daher werden auch die Zwischenräume, die Pässe, die Vertiefungen, mit denen alle Glieder, der Mund und selbst der Gaumen versehen ist, kleiner oder grösser seyn müssen. Sie werden ein Dreyeck oder ein Viereck ausmachen, rund oder auf unzählige Art viereckicht seyn. Denn es ist gewiß, daß die Beschaffenheit der Gestalt, und die Verschiedenheit der Bewegungen es verlanget, daß sie nicht alle die nämlichen Vertiefungen haben. Auch die Pässe müssen sich nach dem Verhältnisse der mannichfaltigen Krümmungen, in welchen sie sich durch den ganzen Bau des Körpers schlängeln, unterscheiden. Wenn also diesem etwas mit angenehmer Süssigkeit schmeichelt, was jenen mit eckelhafter Bitterkeit erfüllet, so kann der Grund nichts anders seyn, als weil der Gaumen des Ersten die Dinge glatt hinunterläßt. Der Letztere hingegen,

gegen, der das Gegentheil empfindet, muß ihnen keinen so ungehinderten Durchgang gewähren können.

Dieses vorausgesetzt, wird es gar keine Schwierigkeit seyn, sich alles übrige von dieser Art zu erklären. Hat einem der Uiberfluß an Galle das Fieber zugezogen, oder ist er aus anderen Ursachen in irgend eine Krankheit verfallen, so kehret sich in seinem Innersten alles um, die Verbindung der ursprünglichen Körperchen wird verändert, und diejenigen, die vorhin durch ihre Vereinigung das angenehme Gefühl zu bewirken pflegen, stimmen zu dieser Absicht nicht mehr überin, sondern überlassen den andern die Oberhand, von denen der herbe Geschmack erzeuget wird. Zu beyden hat der Honig alle Schicklichkeit, er ist aus beyden zusammengesetzt, welches ich dir ja schon erwiesen habe.

Laß uns nun auch sehen, wie der Geruch auf die Nase wirket. Gewiß ist es,

daß es eine Menge von Dingen geben müsse, deren Ausdünstungen einen Uiberfluß an Gerüchen hervorbringen. Und es wäre Thorheit, an solchen Ausdünstungen und ihrer Verbreitung umher nur einen Augenblick zweifeln zu wollen. Aber nicht alle wirken auf alle Thiere mit gleichem Erfolge. Die Verschiedenheit der Gestalten leidet es nicht. Darum ziehet die Bienen der Honig durch seinen Geruch aus weiter Ferne zu sich, darum fliegen die Dohlen den Aesern zu. Dieß ist die Ursache, warum die Jagdhunde die Spur des Wildes mit solcher Fertigkeit auszufinden wissen. Die weissen Gänse, die Beschützer des Capitoliums riechen den Menschen, wenn er sich auch noch nicht in der Nähe befindet.

Der Geruch ist es, der jedes auf die Gegenstände, die seine Nahrung erhalten, aufmerksam machet, und von demjenigen zurücke scheuchet, das ihm den Untergang bereiten könnte. Solchergestalt erhalten sich die verschiedenen Gattungen der Thiere.

Selbst

Selbst unter den Gerüchen, die sich der Nase mittheilen, giebt es einige, die sich weiter erstrecken, als die andern. Doch findet sich keiner unter ihnen, der so weit reichte, als der Schall oder die Stimme. Denn was soll ich von den Gegenständen des Gesichtes noch viele Worte machen? Der Geruch schleichet sich mit langsamer Trägheit heran, und weil er sich nicht ohne Mühe aus dem innersten Behältnisse der Dinge windet, so geschieht es, daß er in den Lüften allmählig verduftet, ehe er sein Ziel erreichet hat. Denn daß die Gerüche sich aus den verborgensten Tiefen der Dinge herauf ergiessen, läßt sich auf keine Weise läugnen. Oder warum ist ihre Wirkung nie kräftiger, als wenn das Ding, dessen Eigenschaften sie vermehren, zerbrochen, zerrieben, oder im Feuer aufgelöset wird?

Daß der Geruch aus grösseren Bestandtheilen zusammengesetzet sey, als der Schall, läßt sich unter andern auch daraus abnehmen,

weil

weil er nicht im Stande ist, durch irgend eine Mauer zu dringen, wie der Schall. Daher ist es auch so leicht nicht, die Gegend zu bestimmen, wo sich der Gegenstand befindet, dessen Geruch wir fühlen. Denn er kühlet sich, indem er die Luft durchstreichet, ab, und der Eindruck, den er auf die Sinne machet, hat ein gutes Theil von seiner Stärke verloren. Dieses ist denn auch die Ursache, warum die Hunde nicht selten die Spur verfehlen, die sie suchen.

Doch gilt dieses nicht von den Gerüchen und den verschiedenen Arten des Geschmackes allein, sondern auch unter den Gestalten der Dinge und ihren Farben giebt es einige, die nicht mit gleichem Erfolge auf die Sinne wirken. Eine fällt mehr in die Augen, als die andere.

Der muthigste Löwe vermag den Anblick des Hahnes nicht auszuhalten. Sobald er ihn sieht, den Bothen des Tages, der mit

hoch-

hochgeschwungenen Flügeln die fliehende Nacht ausklatschet, und die Morgenröthe mit lauter Stimme begrüsset; so wirft er sich urplötzlich in die Flucht. Würde dieses wohl geschehen, wenn der Hahn nicht etwas an sich hätte, das, wenn es sich den Augen des Löwen nahet, ihr Netzchen zerreißt, und heftige Schmerzen verursachet, die der König der Thiere nicht auszudauern vermag? Indeß drohet dieß alles unsern Augen mit keiner Gefahr. Entweder, weil ihm der Zutritt nicht verstattet wird, oder weil es wieder freyen Abzug erhält, wodurch ihm alle Gelegenheit benommen wird, dem Werkzeuge des Gesichtes den geringsten Schaden zuzufügen.

Doch genug hievon. Nun mache dich gefaßt, die Gegenstände kennen zu lernen, welche das Gemüth in Bewegung setzen. Ich will dir ihre Beschaffenheit mit wenigen Worten erklären, und die Quelle zeigen, woraus sie sich ergiessen. — Vor allen Dingen merke dir, daß verschiedene Gestalten der Dinge sich

um uns herum auf mannichfaltige Weise durchkreuzen, und da sie von zarter Beschaffenheit sind, wie das Gewebe der Spinnen, so können sie nicht wohl anders, sie müssen, wenn sie sich in den Lüften begegnen, sich in einander verstricken. Denn es ist gewiß, daß ihre Feinheit alles übertrift, was immer in die Augen fallen, und die Werkzeuge des Gesichtes verletzen kann, weil sie sich durch die kleinen Oefnungen des Leibes dringen, die zarten Saiten des Gemüthes berühren, und Empfindungen veranlassen. (a)

(a) Dieß von den Sinnen. Da wir uns aber im Schlafe, da die Sinne ruhen, so manches einbilden, so lohnet es der Mühe, von der Einbildungskraft ein Wörtchen zu sprechen. Da, nach dem Dichter, eine Menge der feinsten Bilderchen, die sich theils von den Dingen abschälen, theils in der Luft entstehen, oder aus verschiedenen anderen zusammengesetzet werden, auf allen Seiten herumschwärmen, so muß man glauben, daß sie sich auch dem Geiste nahen, und ihn durch ihre Vorspieglungen in den Stand setzen, sich so manches einzubilden.

Wir sehen also die gräulichsten Ungeheuer, aus verschiedenen Thieren zusammengesetzt; wir haben Erscheinungen von Menschen, deren Gebeine das kühle Grab bedecket: Warum? Weil unendliche Gestalten an allen Orten herumfliegen, Gestalten, deren einige Geschöpfe der Luft, andere Nachbildungen der wirklichen Dinge sind, von denen sie sich abgeschälet haben. Die meisten aber werden ihren Ursprung wohl diesen letzteren zu verdanken haben. Denn es ist gewiß, daß der Centaur kein Vorbild in der Natur habe, weil noch kein Thier von solcher Art das Licht der Welt erblicket hat. Gesetzt aber, dem Zufalle gelinget es, die Bildung eines Menschen und eines Pferdes zusammenzubringen, gleich verlieren sie sich wegen der Feinheit ihres Gewebes in einander, und aus beyden entspringet ein Wesen, das wir einen Centaur nennen.

Alles übrige von dieser Gattung wird auf solche Weise gezeuget. Wegen ihrer Beweglichkeit, mit der sie, wie ich sagte, in

allen

allen Gegenden herumtreiben, kann es nicht fehlen, daß nicht eines aus der Menge seine Wirkung auf den Geist erstrecken sollte. Denn er ist von der größten Feinheit, und auf die leichteste Art von der Welt in Bewegung zu setzen.

Daß dieses seine Richtigkeit habe, wirst du nicht bezweifeln, wenn du bedenken willst, daß das, was wir mit den Augen des Geistes sehen, von demjenigen nicht unterschieden ist, was wir mit den wirklichen Augen erblicken. Eines geschieht wie das andere. Wenn ich also gelehret habe, daß ich den Löwen darum schaue, weil mir seine Gestalt vor Augen schwebet, so muß es auch mit dem Geiste die nämliche Beschaffenheit haben. Die Gestalt des Löwen drücket sich auf ihn ab, und er sieht ihn nicht weniger, als die Augen. Sollte sich ja noch ein Unterschied dabey ergeben, so kann es nur dieser seyn, daß der Geist auch noch feinere Gestalten erblicket, als jene wahrzunehmen im Stande sind.

Wenn unsere Glieder, in ruhigen Schlummer aufgelöset, neue Kräfte sammeln, wachet der Geist, aber alles, was in ihm vorgehet, geschieht auf die nämliche Art, nach der wir uns überhaupt richten müssen, wenn wir wachen. Er wird in jenem Zustande sowohl als in diesem von gewissen Bildern in Bewegung gesetzt. Diese sind oft von solcher Lebhaftigkeit, daß wir darauf schwören wollten, wir haben unsern Freund gesehen, den der Tod schon lange mit seiner Sichel abgemähet, und in das Grab gestürzet hat. Dieses hat seinen Grund in der Fühllosigkeit, von welcher unsere Sinne mit allen Gliedern eingenommen sind, und also das Vermögen nicht haben, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Hienächst wird das Gedächtniß durch den Schlaf betäubt, und ausser Thätigkeit gesetzet: Es erreget keinen Widerspruch, wenn unsere Seele sich beredet, denjenigen in leibhafter Gestalt zu sehen, den der Tod aus unserer Gemeinschaft entführet hat.

Uibrigens dürfen wir uns nicht wundern, daß sich die Bilder bewegen, bald diese, bald jene Gebährden machen, und weder Hände noch Füsse ruhen lassen. Daß sie dieses thun, erfahren wir im Traume zur Genüge. Doch läßt sich fragen: Wie das? warum das? Ich meine so: Die Bilder drängen sich, und eines tritt immer an die Stelle des andern. Wie sie nun abwechseln, wie das nachfolgende den Platz des vorhergehenden einnimmt, scheinet uns dieses nur seine Stellung verändert zu haben. Denn ich brauche dir nicht erst zu sagen, daß ihre Abwechslung in größter Eile geschehen müsse. — Indeß entstehen hierüber noch mehrere Fragen, und wir haben noch manches in das Licht zu setzen, wenn wir uns eine vollständige Kenntniß von diesen Erscheinungen verschaffen wollen.

Was mag wohl die Ursache seyn, daß unsere Seele von allem, was wir nur wollen, und sobald es uns beliebet, eine Vorstellung hat? Wissen etwa die Bilder unsern Willen;

und stellen sie sich dar, sobald wir ihnen winken? Gesetzt, wir haben eine Lust daran, unsere Gedanken mit dem Meere, mit der Erde, mit dem Himmel selbst zu beschäftigen, oder es beliebet uns, uns eine Versammlung der Menschen, eine Feyerlichkeit, ein Gastmahl, oder eine Schlacht vorzustellen; wie kömmt es, daß uns alles ohne die geringste Schwierigkeit gelinget? Von welcher Einrichtung mag es wohl abhängen? Besonders, da so mancher andere, der sich mit uns an dem nämlichen Orte befindet, seine Seele mit einer Art von Begriffen unterhält, die mit denen, die wir haben, in gar keiner Verwandtschaft stehen.

Oder wenn wir im Traume die Bilder in einer Stellung erblicken, die dem Tanze gleichet, wenn wir sehen, wie sie die flüchtigen Glieder bewegen, und jede Wendung mit abwechselnden Schwingungen ihre Arme begleiten, und diesen wiederum die Schritte der Füsse nicht widersprechen lassen: was sollen

LB Coburg

wir hievon glauben? daß sie die Tanzkunst verstehen, und in der Absicht bey der Nacht herumschwärmen, um ihre Reigen vor unseren Augen aufführen zu können? oder liegt der bessere Grund in folgender Bemerkung: Weil in der Zeit, da wir dieses sehen, mehrere Zeiten enthalten sind, welches die Vernunft erkennt, und das Beyspiel der Stimme bestättiget? Dieß wird es wohl seyn müssen. Und darum führt jedes Pünktchen der Zeit andere Bilder vor unsern Augen vorüber. Aus diesem erhellet zugleich ihre Beweglichkeit und ihre Menge.

Indeß erfodert ihre Feinheit einige Anstrengung der Aufmerksamkeit, wenn sie nur einigermassen deutlich gesehen werden sollen. Daher sieht unsere Seele von allen dem nichts, wozu sie sich nicht in die nöthige Verfassung gesetzet hat. Weil sie dieses aber niemals unterläßt, und auch mit aller Zuversicht darauf rechnet, daß sie die verschiedenen Folgen der Dinge schauen werde, so kann sie

nicht wohl in ihrer Hofnung getäuschet werden.

Du weißt ja, daß es selbst unseren Augen viele Mühe kostet, etwas, dessen Vorzug in der Feinheit besteht, zu sehen. Sie müssen sich anstrengen, durch verschiedene Mittel dazu vorbereiten, oder sich gefallen lassen, alles ohne genugthuende Deutlichkeit zu sehen. Du kannst aus der Erfahrung gelernet haben, daß wir uns selbst bey den offenbarsten Gegenständen irren können, wenn wir sie nicht mit genauer Aufmerksamkeit betrachten. Sie kommen uns gerade so vor, als ob sie nie vor unseren Augen gelegen hätten, und wer weiß in welcher Entfernung gewesen wären. Was Wunder also, wenn die Seele das Abwesende sich unter täuschenden Gestalten vorstellet, da sie Mühe hat, das Gegenwärtige nicht zu verkennen?

Hiezu kömmt noch, daß wir oft von den unerheblichsten Merkmalen auf die größten

Dinge

Dinge schliessen, und uns dadurch selbst auf Abwege verleiten, und mit eiteln Luftgestalten hintergehen.

Nicht selten geschieht es, daß die Bilder das Geschlecht ihrer Gegenstände nicht beybehalten, sondern daß das, was eigentlich ein Weib seyn sollte, sich mit allen Kennzeichen eines Mannes darstelle. Gleiche Bewandtniß hat es mit der Gestalt, mit dem Alter. Sie verkehren alles. Damit wir uns aber darüber nicht verwundern, dürfen wir nur den Schlaf und unsere Vergeßlichkeit in Erwegung nehmen.

Es ist ein grosser Fehler, und vor welchem du dich auf alle Weise zu verwahren trachten mußt; zu glauben, daß das Licht den Augen angeschaffen sey, damit wir über unsere Nase wegsehen könnten, oder daß unsere Beine deshalb so weit hinauf gespalten seyn, damit wir im Stande wären, grosse Strecken des Weges zurücke zu legen, oder daß unsere Arme darum mit solcher Stärke ver-

versehen, und unsere Hände zu beyden Seiten bestimmet wären, uns in allem Hilfe zu leisten, dessen wir zur Erhaltung unsers Lebens benöthiget seyn möchten.

Man mag hierüber Auslegungen vorbringen von was immer für einer Art, die Vernunft wird ihnen ihren Stempel nicht aufdrücken. Denn auch das kleinste Glied unsers Leibes wurde nicht in der Absicht geschaffen, daß wir es brauchen sollten. Sondern es hat sich seinen Gebrauch selbst erfunden, nachdem es einmal gemacht war. Man wußte nicht, was es für ein Ding um das Gesicht sey, ehe noch Augen waren. Und Niemand verband einen Begrif mit dem Worte Bitten, ehe man einen von der Zunge hatte. Diese war lange vor der Rede vorhanden, und es ist gewiß, daß es lange vorher Ohren gegeben habe, ehe noch der mindeste Schall gehöret wurde. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit den übrigen Gliedern. Ihr Nutzen, ihr Gebrauch entstand lange nach ihnen.

Wie kann man also behaupten, daß sie wegen dieses Gebrauches wären hervorgebracht worden?

Hingegen mit der Faust einen Zweykampf aufführen, seinen Gegner zerkratzen, und alle Glieder mit Blute beflecken, dieß geschah lange vor der Zeit, als man einen Bogen zu spannen, und aus der Ferne mit fliegenden Pfeilen zu verwunden lernte. Und gewiß wird sich mancher darauf verstanden haben, den feindlichen Hieben auszuweichen, und keine Blösse zu neuen Wunden zu geben, ehe man den Gebrauch eines Schildes kannte.

Was will man auch? Wie manche Nacht werden sich die Menschen zur Ruhe begeben, und ihre Kräfte zu neuer Thätigkeit ermuntert haben, ehe sie den Einfall bekamen, zu mehrerer Bequemlichkeit sich weiche Betten anzuschaffen. Der erste, der seinen Durst aus der Quelle gestillet hat, wird wohl noch keine Vermuthung von irgend einem Trinkgeschirre

ge-

gehabt haben. Von diesen Dingen könnte man sagen, daß sie wegen des Gebrauches erfunden worden, den man von ihnen macht, weil er es war, der die nächste Veranlassung hiezu geben mochte. Allein das übrige, das lange vorher war, ehe man seinen Nutzen einsehen lernte, muß man nicht aus solchen Ursachen herleiten. Unter diesen behaupten unsere Glieder und die Werkzeuge der Sinne den ersten Platz. Ich kann es also nicht oft genug wiederholen, daß sie wegen der Anwendung, die wir von ihnen machen, nicht seyn geschaffen worden.

Indeß muß man sich nicht wundern, daß alle Gattungen der Thiere zur Erhaltung ihres Lebens der Speise bedürfen. Denn ich habe schon gelehret, daß sich viele Körper auf verschiedene Weise von den Dingen ablösen, und hiedurch einen Mangel verursachen, der wieder ersetzet werden muß. Den größten Verlust aber müssen wohl diejenigen aus ihnen leiden, welche durch unaufhörliche Bewegun-

gen

gen erschüttert werden; was soll ich von dem Schweisse sagen, der so manches aus dem Innersten herauspresset, oder von dem Zustande, da man genöthiget ist zu keuchen, und den Athem mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit auszustossen, wie vieles gehet in solchen Augenblicken durch den Mund verloren. Dieß sind die Quellen, woraus sich das Bedürfniß, von dem wir reden, über alles ergießt. Denn da der Körper auf solche Weise verdünnet wird, und wohl gar aufgerieben werden könnte, so wurde der Schmerz, der hiemit verbunden ist, jedem Thiere zur wohlmeinenden Erinnerung beygesellet, daß es Zeit sey, die Glieder durch neue Speisen zu stärken, den Kräften Erholung zu verschaffen, und den Hunger in den hohlen Adern und Nerven zu stillen. (a)

Der

(a) Was Hunger und Durst betrift, so wird man hieraus nicht leicht eine Schwierigkeit herleiten, die sich Lukrez nicht zu heben getraute. Alle Dinge verlieren eine Menge von ihrem Maasse. Die Thiere besonders schwitzen und athmen vieles

Der Trank theilet sich in alle Gegenden des Leibes aus, deren Bedürfniß die Feuchtigkeit ist; und hat sich irgendwo ein allzugrosser Uiberfluß von Hitze gesammelt, der im Magen eine Feuersbrunst erregen könnte, so zerstreuet ihn das getrunkene Wasser, und löschet ihn, wie Feuer, damit die trockene Wärme die Glieder nicht länger verbrennen möge. Dieß also wäre der eigentliche Grund, warum wir den schwerathmenden Durst aus unserem Leibe wegwaschen, warum wir den gierigen Hunger sättigen.

Wie es zugehe, daß wir einen Schritt machen können, wann wir wollen, daß wir unsere Glieder so sehr in unserer Gewalt haben,

---

les weg. Nach diesem Verluste ist es natürlich, daß die übrigen Theile nicht wohl zusammenhängen, und also der ganze Körper aus seiner Fassung komme. Daher ißt und trinket man, um den Körper wieder zu ergänzen, seine Kräfte wieder zu erneuern. Uiber dieses löschet der Trank die übermäßige Hitze, welche den Magen und die Eingeweide zu sehr verbrennen würde.

ben, daß wir jede Wendung mit ihnen zu versuchen im Stande seyn, davon will ich dir itzt Rechenschaft geben, und zugleich die verborgene Gewalt entdecken, von welcher diese Last unsers Körpers von einer Stelle zur andern fortgetrieben wird. Ich wünsche nur, daß du mich dieß alles nicht in den Wind sagen lässest. (a)

Ich

(a) Die willkührliche Bewegung der Thiere erkläret Lukrez auf folgende Weise: Gewisse Bilder, welche dem Geiste die Neigung zur Bewegung erwecken können, wirken auf den Geist, und bringen in ihm den Willen hervor. Damit er aber auch das, was er will, auszuführen im Stande sey, so rühret er die Seele, die mit ihm auf das genaueste verbunden, und durch den ganzen Leib ergossen ist; und nun geräth die ganze Last in Gang. Weil aber die Seele, so zart und fein wie sie ist, nicht hinzureichen scheinen könnte, eine so schwere Last in Bewegung zu setzen, so kömmt ihr die äussere Luft zu Hilfe, die dadurch, daß sie sich in alle Zugänge des Körpers, der sich durch die Bewegung verdünnet, ergießt, den schweren Klumpen zugleich mit forttreiben hilft. —

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß unser Geist vors erste eine Vorstellung vom Gehen bekömmt. Diese setzet ihn, wie wir oben gesehen haben, in Bewegung, und hieraus entsteht der Wille. Denn das ist gewiß, daß sich kein Mensch zu was immer für einer Unternehmung entschließt, bevor die Seele nicht einen Begrif davon gehabt hat. Sie sieht alles voraus. Allein hiezu wird eine Vorstellung, ein Bild erfodert. Wenn also der Geist in diejenige Bewegung geräth, aus der sich erkennen läßt, daß er gehen wolle, so verbreitet er seinen Eindruck auf alle Theilchen der Seele, die sich in irgend einem Gliede des Leibes befinden. Daß er dieses ohne die geringste Schwierigkeit bewirken könne, erhellet aus der genauen Verbindung, in der sie mit ihm zusammenhängt. Die Seele theilet ihre Bewegung dem Leibe mit, und sonach wird allmählig die ganze Last von der Stelle gerücket, und in Bewegung gebracht.

Uiber

Uiber dieses wird der Körper in diesem Zustande verdünnet, und die Luft, deren Eigenschaft es ist, in unaufhörlicher Bewegung begriffen zu seyn, nimmt von allen Oefnungen Besitz, erfüllet alle Höhlen in grosser Menge, und setzet nicht aus, bis sie sich in die kleinsten Theilchen des ganzen Leibes verbreitet hat: Dieß ist also die doppelte Quelle der Bewegung; hiedurch geschieht, daß der Leib, wie das Schif vermittelst der Segel und des Windes, fortgetrieben werde.

Indeß braucht es uns eben nicht Wunder zu nehmen, daß so kleine Körperchen das Vermögen besitzen, die ganze Last des Körpers zu rütteln, und über und über zu kehren. Denn was kann zärter und leichter seyn, als der Wind, und gleichwohl hat er es in seiner Gewalt, das größte Schif mit ungeheurer Geschwindigkeit anzuspornen. Was ist eine Hand gegen ein Schif, das in schneller Eile dahin schießt, und gleichwohl wird es von ihr gelenket, gleichwohl hat sie das Vermögen,

das Steuer nach was immer für einer Seite zu bewegen. Zudem wie viele Maschinen giebt es nicht, welche die schwersten Lasten mit geringen Anstalten vom Boden erheben?

Nun ist es Zeit, auch ein Wort von der Art und Weise zu sagen, mit welcher der Schlaf seinen Balsam in die Glieder verbreitet, und das Gemüth von aller Sorge entlastet. Ich will mich bemühen, in wenigen, aber süssen Zeilen hievon Rechenschaft zu geben. Hat doch auch der kurze Gesang der Schwanen einen Vorzug vor dem unaufhörlichen Geschrey der Krähen, das die Winde in alle Gegenden des Luftraumes verschlagen. Leihe mir ein aufmerksames Ohr, und setze dich in die Verfassung, meine Gedanken erreichen zu können, damit du dir nicht einkommen lässest, das für unmöglich zu halten, wovon ich behaupte, daß es möglich sey; und mir zuletzt mit einem Herzen den Rücken kehrest, das die Wahrheit verschmäht: da

doch

doch die Schuld nur allein an dir liegen würde, daß du sie nicht eingesehen habest. (a)

Der Schlaf nimmt seinen Anfang, wenn die Seele in den Gliedern zerrüttet wird, und theils sich ganz aus ihnen verlieret, theils, in sich hineingeschrumpft, mehr in die Tiefe

---

(a) Was ist der Schlaf? Nach dem Lukrez derjenige Zustand, da die Seele so sehr geschwächet ist, daß sie die Glieder nicht mehr aufrecht halten kann. (Denn gewiß ist es, daß die Seele die Stütze des Leibes ist) Hieraus entsteht denn die Mattigkeit und gänzliche Abspannung der Nerven. Daß aber die Seele in Unordnung gebracht werde, kann nicht bezweifelt werden. Denn der Körper wird sowohl von der äussern Luft, als von der eingeathmeten beständig geschwächt. Sie reibet nicht nur die Oberfläche des Körpers ab, sondern dringet sich durch alle Oefnungen in sein Innerstes hinein, und löset hiedurch die Verbindungen der Saamenkörper auf, welches für die Seele selbst nicht ohne Verwirrung ablaufen kann. Sie wird zerstreut, und zieht sich entweder in sich hinein, wie Plinius sagt, oder verirret sich zum Theile ganz aus dem Körper, indeß sich ihr Uiberrest zu sehr in allen Gliedern verliert. —

zurücke ziehet. Denn es ist gewiß, daß sodann die Glieder aufgelöset, und ausser Thätigkeit gesetzet werden, und wer könnte zweifeln, daß das Bewußtseyn, das wir haben, eine Wirkung der Seele sey? Wenn uns also der Schlaf dessen beraubet, so können wir nicht anders als glauben, daß die Seele in Verwirrung gerathen, und aus den Gliedern entwichen sey. Nicht zwar die ganze Seele: oder der Körper würde dem ewigen Froste des Todes zum Raube dienen. Denn das ist sein Loos, sobald gar kein Theilchen der Seele mehr sich in den Gliedern aufhält, wie das Feuer unter vieler Asche verborgen, woraus das Bewußtseyn, das Gefühl in den Gliedern wieder angefachet werden kann, wie aus der Glut eine helle Flamme.

Allein was diesen Zustand befördert, wie die Seele in Verwirrung gebracht, und der Körper in allen Nerven abgespannet werden könne, das soll der Gegenstand der folgenden Untersuchung seyn. Mache du nur

auch,

auch, daß nicht alles in den Wind gesaget sey.

Vors erste hat es damit seine Richtigkeit, daß der Körper, da ihn beständig ein ganzes Meer von Lüften umgiebt, an seinen äusserlichen Theilen unaufhörlich beunruhiget, und ihren öfteren Eindrücken ausgesetzet seyn müsse. Daher sind auch alle Dinge entweder mit Leder, oder Wolle, mit einer Muschel, oder Rinde bedecket. Auch ist es gewiß, daß die nämliche Luft, wenn sie beym Athemholen eingezogen, und wieder ausgestossen wird, die innern Theile nicht unangefochten lasse. Da nun der Körper sowohl von aussen als von innen unaufhörlichen Angriffen bloß gestellet ist, und da sich die feindlichen Anfälle, die auf ihn geschehen, durch die kleinen Oeffnungen sogar bis zu den ersten Bestandtheilen hinein verbreiten, so wird uns allmählig der Untergang in allen Gliedern zubereitet. Denn geläugnet kann es nicht werden, daß auf solche Weise die Lage der Saamentheil-

chen sowohl des Körpers, als der Seele verrücket werde, und zwar auf eine Art, die es sehr begreiflich macht, daß sich ein Theil der Seele aus den Gliedern entfernet, der andere mehr in die Tiefe ziehet, und ein dritter, der etwa noch in den Gliedern zurücke bleibet, so durch einander geworfen wird, daß alle Verbindung unter ihnen aufhöret, und keine Bewegung hervorgebracht werden kann, weil ihnen aller Platz hiezu gesperret ist. Das erste, was aus dieser Veränderung entstehet, ist, daß die Empfindung gänzlich entweichet, und weil man nicht sagen kann, daß noch etwas vorhanden sey, das den Gliedern zur Stütze diene, so versinket der Körper in allmählige Mattigkeit, alle Glieder erschlaffen, die Arme, die Augenlieder senken sich herab, die Knie wanken, und neigen sich zum Falle.

Wir sehnen uns, wenn wir gegessen haben, nach dem Schlafe, weil die Speise, wenn sie sich in die Adern verbreitet, die nämlichen Wirkungen hervorbringet, welche wir

der

der Luft zugeschrieben haben. Auch ist der Schlaf nach einer Mahlzeit, oder nach einer Ermüdung, der festeste, weil durch eine allzugrosse Anstrengung die meisten Körperchen in Verwirrung gerathen. Mit der Seele gehet hier wieder das nämliche vor, was oben gesagt worden, nur mit dem Unterschiede, daß die Zerstreuung noch grösser ist, in die sie dadurch gebracht wird, daß sich ihre Theilchen in grösserer Anzahl aus den Gliedern verlieren, und die anderen noch weiter auseinander geworfen werden.

Alles, wozu wir eine vorzügliche Neigung haben, oder womit wir uns vorher eine gute Weile abgegeben haben, oder woran unsere Seele das größte Vergnügen gefunden, das pfleget auch gewöhnlich der Gegenstand unserer Träume zu seyn, damit beschäftigen wir uns auch noch im Schlafe. Der Anwald führet einen Rechtshandel aus, und vereiniget widersprechende Gesetze mit einander: der Feldherr beobachtet die Bewegungen seiner

Gegner, und liefert Schlachten. Der Schiffer rüstet sich gegen die Winde zum Kampfe. Mir schweben immer diese Begriffe vor: ich untersuche ohne Unterlaß die Beschaffenheit der Dinge, und schreibe meine Bemerkungen in unserer Muttersprache nieder; gleiche Bewandtniß hat es auch mit andern. Die Wissenschaft, die jeder treibet, die Kunst, die jeder ausübet, giebt ihren Seelen auch im Traume zu schaffen, und täuschet sie mit eitler Mühe. (a)

Diejenigen, welche viele Tage nach einander den öffentlichen Festen beygewohnet haben,

---

(a) Warum träumen wir nur immer von solchen Dingen, mit denen wir uns bey Tage beschäftiget haben? Das kömmt daher, weil die Zugänge, durch welche die Bilder so oft ihren Weg genommen haben, noch offen sind, und lieber diese als andere Bilder von entgegen gesetzten Dingen durchlassen. Warum sind aber einige Träume so schrecklich? Darum, weil die Bilder, von welchen sie herrühren, aus rauhen Bestandtheilen zusammengesetzet sind.

ben, erfahren es an sich, daß sie, auch wenn diese Dinge schon lange aufgehöret haben, auf ihre Sinne zu wirken, doch noch verschiedene Zugänge zu ihrer Seele haben, durch welche sich die Bilder derjenigen Dinge, die sie ehedem gesehen haben, dahin schleichen können. Sie können sich also viele Tage nachher nicht erwehren, das nämliche wieder zu erblicken, auch wenn sie nicht schlafen. Sie sehen die Tänzer ihre geschmeidigen Glieder bewegen, sie vernehmen die lieblichsten Töne der Harfen, und befinden sich unter der nämlichen Versammlung des auserlesenen Volkes, ergötzen sich an den herrlichsten Verzierungen der Scenen, und so weiter. So viel kömmt es hiebey auf die Neigungen an, so grossen Einfluß hat die Gewohnheit, die beständige Beschäftigung mit einer Sache. Doch gilt dieses nicht von den Menschen allein, sondern auch von den Thieren.

Denn es ist nichts ungewöhnliches, daß man ein Roß in dem Augenblicke, da seine

Glieder auf die Streu hingegossen sind, im Schweiße sich baden, aus innerster Brust Athem holen, und, um den Wettlauf zu gewinnen, aus allen Kräften sich bestreben sieht.

Die Jagdhunde bewegen auch, wenn sie der tiefesten Ruhe geniessen, ihre Glieder, und geben einen Laut von sich, und keuchen mit offenen Nasenlöchern, als ob sie die Spur des aufgejagten Wildes verfolgten. Oft, wenn sie schon erwachet sind, laufen sie hinter eingebildeten Gestalten der Hirschen her, als ob sie vor ihnen flöhen, bis sie endlich ihren Betrug erkennen, und zu sich zurücke kehren.

Die lieben Schooßhündchen aber, die das Zimmer ihrer Gebietherinn noch nie verlassen haben, entschlagen sich oft plötzlich des leichten Schlummers, und reissen sich vom Boden auf, als ob sie, wer weiß was für fremde Gesichter erblickten.

Je rauher nun die Bestandtheile sind, woraus die Bilder im Traume zusammengesetzet sind, desto heftiger muß die Wirkung seyn, die sie hervorbringen. Die bunten Geschlechter der Vögel flattern umher, und beunruhigen mit ihren Flügeln die geheiligten Haine der Götter bey nächtlicher Weile, weil ihnen der Traum die fürchterliche Gestalt des Geyers vorspiegelte, der ihnen den Untergang zu drohen schien.

Was fangen aber auch die Menschen nicht alles an! mit welcher Unruhe bringen sie die Nacht zu! Denn welche Unternehmung ist zu groß, mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden, die sie nicht im Traume ausführten? Die Könige nehmen Städte ein, oder werden gefangen, oder sind im lebhaftesten Ausfalle begriffen. Sie erheben ein Geschrey, als ob ihnen das Messer an die Gurgel gesetzet würde. Viele werden verwundet, und ihre Schmerzen pressen ihnen die heftigsten Seufzer aus. Andere erfüllen alles um sich her mit

ihren Klagen, als ob sie von einem Löwen oder einem Pantherthiere zerrissen würden. Viele führen im Traume Gespräche von den wichtigsten Dingen, und bringen auf solche Weise ihre Verbrechen selbst an den Tag. Viele kämpfen mit dem Tode. Viele scheinen sich, mit ganzem Leibe von hohen Felsen herabzustürzen, fahren aus dem Schlafe auf, als ob sie den Gebrauch ihrer Sinne verloren hätten, und können sich mit aller Mühe kaum aus ihrer Betäubung wieder erholen. Der Durstige lagert sich an einem Flusse, oder an dem Rande einer lieblichen Quelle, und scheinet den ganzen Strom verschlingen zu wollen. Die kleinen Kinder glauben oft an irgend einem Wasser zu stehen, oder das Nachtgeschirr vor sich zu haben, heben im Schlummer ihr Röckchen auf, um alle Feuchtigkeit aus ihrer Blase abzuzapfen, und besudeln die prächtigen Gewänder, mit denen ihr Bettchen gezieret ist.

Die Jünglinge, bey denen sich das brennende Bedürfniß ihres Alters zu melden anfängt, indem die reifen Jahre den Saamen in ihre Glieder bringen, werden von Bildern jeder Art getäuschet, die ihnen manch schönes Gesicht, manche frische Farbe vorspiegeln, wodurch das reizbare Glied, von häufigem Saamen aufgeschwollen, mit solcher Heftigkeit in Aufruhr gebracht wird, daß es, als ob alles geschehen wäre, ungeheure Fluten ausströmet, und ihre Nachtkleider beflecket.

Das, was wir den Saamen genannt haben, wird in uns beständig gereizt, sobald das mannbare Alter den Gliedern ihre völlige Stärke verliehen hat. Denn alles, was ist, wird wieder durch ein anderes gereizet, und in Bewegung gesetzt. Allein den menschlichen Saamen kann nur wieder eine menschliche Kraft zum Vorscheine bringen. Sobald er aus seiner Wohnung vertrieben wird, zieht er sich aus allen Gliedern und Nerven des ganzen Leibes zurück, und versammelt sich an

einem

einem Orte, der eigentlich für ihn gemacht zu seyn scheinet. Hier kündiget er sich urplötzlich den Werkzeugen der Fortpflanzung an: sie schwellen und erzeugen die Begierde, den Saamen in jenes Gefäß zu schütten, nach welchem unsere Sehnsucht verlanget. Unsere Wünsche zielen in diesem Augenblicke nach demjenigen Gegenstande, gegen den wir von Liebe eingenommen sind. Denn ohne Widerrede! alle, wie wir sind, keinen ausgenommen, alle bluten von dieser Wunde. Der Lebenssaft dränget sich dahin, wo wir den Streich empfangen haben, und führet uns ein gutes Glück unsern Feind in die Hände, so wird er ein gutes Theil von dieser Feuchtigkeit sich zueignen müssen.

Dieß ist das Schicksal eines jeden, der von den Pfeilen der Venus getroffen wurde. Es sey nun, daß ihn ein Knabe durch seine jungfräuliche Bildung eingenommen hat, oder ein Mädchen, das vom Scheitel bis zur Zähe mit liebreizender Schönheit übergossen

ist:

ist: seine Wünsche verlangen nach dem, das ihn verwundet hat, er will sich begatten, und seine feurige Flut aus seinem Leibe in den Leib des andern überströmen. Denn die Heftigkeit der Begierde verspricht ihm, wer weiß, wie grosse Wollust. Das ist es, was wir zur Gottheit erhoben haben. Dieser Drang dieses Uibermaß der Begierde ist das, was wir unter der Gestalt der Venus verehren. Hieraus entquollen die wenigen Tropfen der Süßigkeit der Liebe in unser Herz, denen auf der Stelle die bittersten Quallen nachfolgten. Denn gesetzt auch, daß das, was man liebet, nicht um uns ist, so flattern doch solche Bilder um uns herum, die diesem Gegenstande gleichen, und der süsse Name des Geliebten tönet sonder Unterlaß in unseren Ohren.

Allein man muß sich dieser Bilder entschlagen, und alles, was der Liebe einige Nahrung geben kann, aus unserem Herzen verbannen, und die Gedanken auf andere

Din-

Dinge lenken. Man muß den überflüßigen Saamen in den Leib einer jeden, die sich uns in den Weg stellet, ausgiessen, und ihn nicht aus Liebe zu diesem oder jenem Gegenstande zurücke halten, seine Sorge nähren, und allzugewisse Schmerzen sich auf den Hals ziehen. Denn die Wunde schwäret, und sammelt neuen Unrath durch unsere Pflege. Die Trunkenheit der Liebe nimmt mit jedem Tage zu, und deine Pein übertrift alle Vorstellung, wenn du dir nicht angelegen seyn lässest, den ersten Eindruck durch andere zu verdrängen, über der Heilung neuerer Wunden der alten zu vergessen. Das bequemste Mittel hiezu beut uns die feile Wollust an, oder wenn man es über sich erhalten kann, das aufrührische Gemüth mit anderen Gegenständen zu beschäftigen. (a)

Der

(a) Das ganze Latium, so groß es ist, hat nichts aufzuweisen, das mehr verdiente gelesen zu werden, als diese Stelle des Lukrez.

Der entsagt nicht aller Wollust, der die Liebe fliehet, sondern er genießt das, was sie Gutes hat, ohne ihre Bitterkeiten. Denn gewiß ist es, daß das Vergnügen desjenigen ungemischter und reiner ist, der es mit unbefangenem Gemüthe genießt, als des Liebekranken nur immer seyn kann. Uiberlege nur: in dem Augenblicke des Genusses selbst schwanket die Begierde der Verliebten in zärtlicher Ungewißheit herum, und weiß sich nicht zu rathen, was sie mit den Augen zuerst verschlingen, oder mit den Händen betasten soll; wo sie nur immer ankommen, da verursachen sie heftige Schmerzen, sie drücken den angefaßten Theil mit aller Gewalt, und können sich nicht enthalten, den liebelispelnden Mund mit ihren Zähnen zu verwunden. Ihre Küsse stechen; sie fühlen kein reines Vergnügen, in ihrem Innersten erheben sich neue Triebe, die sie veranlassen, dasjenige, was es auch sey, zu verletzen, das den Saamen dieser Wuth in ihre Brust gestreuet hat. Wiewohl sie die Wollust, so lange die Umarmung dauert, die

Schmerzen nur wenig fühlen läßt, und das beygemischte Vergnügen den zärtlichen Bissen alle Kraft benimmt.

Denn das, woraus die Begierde floß, ist auch die Quelle der Hofnung, daß der nämliche Gegenstand unsere Flammen löschen werde, der sie angefachet hat; allein hierwider streitet die allgemeine Erfahrung. Dieß ist der einzige Fall, das einzige Ding, das unsere Sehnsucht nach dem Maasse vermehret, in welchem sie gestillet werden sollte. Der Trank und die Speise versenken sich in die verschiedenen Theile des Leibes, und weil sie von der Beschaffenheit sind, gewisse Lücken ausfühlen zu können, so begreift es sich von selbst, warum unsere Begierde nach ihnen so leicht gesättiget wird. Allein von der Gestalt eines Menschen, und seiner schönen Farbe hat unser Leib keinen andern Genuß, als zarte Bilderchen, welche die armselige Hofnung nicht selten dem Winde raubet. Wie derjenige, der im Traume seinen Durst zu löschen

suchet,

suchet, und keine Quelle findet, die das Feuer in seinen Adern zu dämpfen vermöchte, nach vorgespiegelten Bechern haschet, und sich ohne Frucht ermüdet, und mitten im Flusse sitzend und trinkend, vor heissem Durste vergehet: so täuschet Venus die Verliebten mit blossen Bildern. Sie können ihre Blicke durch immerwährendes Anschaun nicht sättigen, und wenn sie mit ihren Händen jedes Fleckchen des Leibes in ungewisser Trunkenheit befühlen, so sind sie doch nicht im Stande, nur das Geringste davon abzustreifen.

Aber in dem Augenblicke, da sie Brust gegen Brust drücken, und das Vorrecht ihres Alters geniessen; da sich ihr Leib, ich weiß nicht, welche Freude verspricht, und Venus auf dem Punkte stehet, den weiblichen Acker zu besäen, pressen sie sich mit heisser Ungeduld gegen einander, vermischen den Speichel ihres Mundes, ziehen eines des andern Athem in sich, und beissen sich wechselsweise in die Lippen. Haben sie den aber auch einen Vortheil

davon? nicht den geringsten. Sie vermögen sich kein Stäubchen abzureiben, und noch weniger ist ihnen vergönnet, mit ganzem Leibe sich in einander zu verlieren. Denn sie haben das Ansehn, als ob sie dieses thun wollten, und machen alle Anstalten dazu. So sehr hängen sie an den Fesseln der Liebe zusammen, bis ihre Glieder vom Uibermaasse des Vergnügens aufgelöset werden, und in süsser Ohnmacht hinsinken. Wann sich endlich die Begierde durch ihre Nerven ergossen hat, so verglimmet das wilde Feuer ein wenig, und hält seinen Ausbruch zurück. Aber nicht lange, so kehret die vorige Wuth in ihren Herzen wieder ein, und sie begehen wieder die nämlichen Tollheiten, sobald ihnen einfällt, den geliebten Gegenstand an ihren Busen zu drücken. Auch finden sie kein Mittel wider dieses Gift, es giebt kein Oel für ihre Wunde. So bedenklich ist der grausame Zustand, in dem sie sich befinden.

Füge zu diesem allen noch hinzu, daß sie ihre Kräfte abnützen, daß sie unter der Last ihrer Sorgen, zu Grunde gehen. Füge noch hinzu, daß man sein Leben unter fremder Bothmäßigkeit zubringet: Daher geschieht es denn auch, daß ihre Erbschaft durch die Finger fällt, Schulden gemacht werden, der Eifer zu den öffentlichen Geschäften ermattet, und der gute Name zum Märchen der Stadt erniedriget wird. Man zieret die Füsse mit auserlesenen Schuhen, und andern Kostbarkeiten: Man läßt sich grosse Smaragden von grünlicher Farbe in Gold fassen, man trägt ohne Unterlaß die weichlichsten Kleider, und tränket sie mit dem Schweisse der Venus. Die Güter, die ihnen ihre Väter mit so vieler Ehre erworben haben, werden für reiche Binden, Hüthe, Mantel, und andere Seltenheiten von dieser Art hingegeben. Man bereitet mit grossem Pompe Gastmähler, Feyerlichkeiten. Man giebt öftere Trinkgesellschaften, läßt Salben und Kränze mit ihrem Dufte die Gäste vergnügen. Aber alles umsonst.

Denn mitten im Genusse der Freude erhebet sich etwas, das uns alles mit herber Bitterkeit vorgället, und uns in dem Augenblicke, der für uns der süsseste seyn sollte, mit unendlichen Schmerzen erfüllet. Entweder weil uns das Bewußtseyn, daß wir unsere Tage in müßiger Zerstreuung hinbringen, oder in ewigen Lustbarkeiten verschwelgen, am Herzen naget; oder weil unsere Gebieterinn ein zweydeutiges Wort hat schiessen lassen, daß sich in unser Gemüth mit unauslöschlichen Zügen eingedrücket hat, und uns, wie Feuer, brennet; oder weil uns der Augenschein überzeuget, wie sie mit einem andern Blicke wechselt, nur andere betrachtet, und sich um ihre Lippen ein bundbrüchiges Lächeln bildet. (a)

Hat nun, wie du siehst, die glücklichste Liebe, wobey wir überzeugt seyn können, daß wir

(a) Der Dichter stellet hier die bösen Folgen der Liebe in einer langen Reihe auf: der Verlust seines Vermögens, Sklaverey, die Quaälen der Eifersucht u. s. w.

wir nicht umsonst seufzen, daß wir den Vorzug vor allen andern haben, ein solches Heer von Uibeln zur Begleitung; was wird es erst mit der Unglücklichen für ein Elend seyn! und in der That sind ihre Quallen, die man nur beym ersten Anblicke gleich übersehen kann, so zahlreich; daß gewiß Niemand in Abrede stellen wird, daß es besser sey, nach meiner Vorschrift auf seiner Huth zu seyn, und sich vor den Schlingen der Liebe in Acht zu nehmen. Denn es hält nicht so schwer, sich gegen die Pfeile der Liebe zu verwahren, als es hernach, wenn man einmal in ihre Netze gefallen ist, Mühe kostet, sich wieder zu befreyen, und die mächtigen Fesseln zu zerreissen.

Aber auch, wenn man das Unglück gehabt hat, in ihre Gefangenschaft zu gerathen, giebt es noch Mittel, sich auf freyen Fuß zu setzen, wenn man sich nur nicht selbst die größten Hindernisse machet, und gegen alle Fehler, die der geliebte Gegenstand hat, die

Augen zudrücket. Ich rede nicht von den blossen Gebrechen des Leibes, sondern auch von den bösen Eigenschaften ihres Gemüthes. Diesen vorzüglich muß man strenge Gerechtigkeit widerfahren lassen. Denn hierinn versehen es die meisten. Sie lassen sich von ihrer Begierde so sehr blenden, daß sie ihren Gebietherinnen Schönheiten und Tugenden andichten, die sie nie besessen haben. Daher geschieht es denn auch, daß oft den häßlichsten mit äusserster Entzückung gefrohnet, und den schändlichsten Dirnen mit aller Achtung begegnet wird. Daher sehen wir, daß oft einer dem andern zum Gelächter dienet, daß manchen der Rath ertheilet wird, der Venus ein Opfer zu bringen, weil ihre Liebe doch wahrlich zu abentheuerlich, zu schmählich sey: und gleichwohl haben diese Rathgeber selbst keine Augen für die Fehler der Ihrigen, und suchen sie wohl gar noch zu Tugenden zu erhöhen. Ist ihre Gebieterinn schwarz, unflätig und schmutzig, hat sie starke Knochen, triefende Augen, fällt ihre Kleinheit oder ihre

Grösse auf, kann sie mit der Sprache nicht fort, oder ist sie plauderhaft: übersteigen ihre Brüste das gewöhnliche Maaß, sind ihre Lippen dick, oder zeichnet sie sich in anderen Gebrechen aus, so muß man sich verwundern, wie doch der Eindruck so verschieden seyn kann, den diese Dinge auf sie und auf andere machen. Weit entfernt, daß sie sie für das ansehen sollten, was sie sind, so glauben sie noch, hierinn die größten Vorzüge ihrer Gattinnen zu finden.

Aber gesetzt, das Mädchen habe wirklich alle Schönheiten ihres Geschlechtes, und besitze kein einziges Glied, das nicht zur Wollust hinreisse; was mehr? Giebt es nicht auch andere, die mit ihr um den Vorzug streiten können? haben wir nicht ehedem ohne sie gelebt? thut sie nicht alles, was die Häßlichen thun? riechet sie nicht auch manchmal so übel, daß ihre Aufwärterinnen die Flucht ergreifen, und heimlich über sie lachen?

Gleichwohl giebt es so manchen Liebhaber, der seine Thränen nicht verbergen kann, wenn ihm der Zutritt zu seiner Göttinn versaget wird, und ihre Thüre mit Blumen und Kränzen bedecket, die Schwelle mit köstlichen Salben bestreichet, und einen Kuß auf das Schlüsselloch drücket. Ich wette, wenn er in diesem Augenblicke die Freyheit erhielte, ihr seine Aufwartung zu machen, er würde bey dem ersten Lüftchen, das ihm aus ihrem Munde entgegen käme, umkehren, und einen anständigen Vorwand suchen, sie sobald als möglich zu verlassen; er würde die Vorwürfe, die er ihr zugedacht hatte, vergessen, und sich selbst der Raserey beschuldigen, daß er es über sein Herz bringen konnte, ihr grössere Vorzüge zuzuschreiben, als einer Sterblichen gebühren. Das wissen unsere Gebieterinnen aber auch nur gar zu wohl; darum geben sie sich so viele Mühe, diejenigen, die sie sich nicht gerne möchten entwischen lassen, von allem zurücke zu halten, was sie hinter der Scene thun. Allein bey vernünftigen Leuten

ist

ist diese Vorsicht ohne Nutzen. Ihre Einbildungskraft zieht alles an den Tag, und enthüllet ihnen die garstigen Auftritte. Wäre gleichwohl das Mädchen von guter Gemüthsart, und verdiente sie nichts weniger als deinen Haß, so wird sie dir es dennoch an Gelegenheiten nicht ermangeln lassen, deine Geduld gegen die menschlichen Schwachheiten zu beweisen.

Es ist nicht allezeit Verstellung, wenn die Mädchen in Seufzer der Liebe ausbrechen, die sich den Umarmungen eines Mannes überlassen, und ihren Leib mit dem seinigen vereinigen, an seinen Lippen saugen, und ihre Küsse befeuchten. Denn oft sind sie mit ganzer Seele dabey, haben das beyderseitige Vergnügen zur Absicht, und spornen sich selbst an, den Lauf der Liebe zu vollenden. Auf keine andere Weise könnten sich die Vögel, das Hornvieh, Tieger und Löwen begatten; auf keine andere Weise würden sich die Stutten der Last des männlichen Rosses unterziehen,

wenn

wenn nicht die nämliche Begierde, die jene zur Wollust hinreisset, auch in ihren Adern wüthete. Hast du nie gesehen, wie sich diejenigen, die das gemeinschaftliche Vergnügen an einander geheftet hat, in diesem Zustande martern und ängstigen? Welche Mühe geben sich die Hunde nicht auf der Gasse, sich von einander zu entfernen; aber umsonst, die mächtigeren Bande der Wollust erlauben ihnen nicht, diesen Wunsch zu erfüllen. Würden sie sich wohl dieser Gefahr jemals aussetzen, wenn sie nicht gemeinschaftliche Freuden kenneten, die sie zusammen locken, und in solche Liebesknoten verschränken.

In dem Augenblicke der Vermischung aber kann es geschehen, daß sich der weibliche Saame dem männlichen mit schneller Gewalt entgegen giesset, und ihn von allen Seiten umfängt, und dann darf man sich versprechen, daß das Kind ein Ebnebild der Mutter seyn wird. Ergiebt sich aber das Gegentheil, so wird das Kind dem Vater gleichen. Die-

jenigen Kinder, die sowohl den Vater als die Mutter vorstellen, welche die Züge von der einen, wie von dem andern in sich vereinigen, haben ihr Daseyn beyden zu verdanken, weil in dem Augenblicke, da der höchste Grad der Wollust den Saamen aus ihren Gliedern presset, beyde mit gleicher Hitze sich entladen, und weder der männliche von dem weiblichen, noch dieser von jenem übertroffen wird. Es ist auch nichts ungewöhnliches, daß die Kinder ihren Großeltern ähneln, und die Gestalt ihrer Stammväter mit sich auf die Welt bringen. Die Ursache hievon mag oft diese seyn, weil ihre Erzeuger viele Saamenstäubchen, auf verschiedene Weise unter einander vermischet, in ihrem Innersten beherbergen, die sie von ihren Vätern, und diese wieder von den Ihrigen in ununterbrochener Reihe empfangen haben. Hieraus bildet Venus nach ihrer Laune die Züge der Kinder, und giebt ihnen die Gestalt ihrer Ahnen bis auf das Haar, und den Ton der Stimme. Denn diese bedürfen eben sowohl des Saamens, als das Gesicht, der

Leib

Leib und die übrigen Glieder. Der weibliche Saame bildet sich in einen Knaben aus, der männliche in ein Mädchen. Indeß müssen sich zur Hervorbringung der Frucht doch beyde vereinigen, und nur aus der grösseren Aehnlichkeit, die das Kind mit dem Vater, oder der Mutter hat, erkennet man, welches aus ihnen das meiste beygetragen habe, das Kind mag übrigens zum weiblichen oder männlichen Geschlechte gehören.

Man thut den Göttern unrecht, wenn man glaubet, daß sie irgend einem Menschen die Fähigkeit, Kinder zu zeugen, rauben, damit er nie den süssen Namen Vater hören, und in unfruchtbarer Ehe sein Leben vertrauern möge. Indeß herrschet diese Meinung doch überall, und viele nehmen in ihrer Betrübniß ihre Zuflucht zu den Altären, vergiessen manches Opferblut, und begleiten es mit kostbaren Geschenken, damit ihre Weiber die gewünschte Fruchtbarkeit erhalten. Aber die guten Leute könnten diese Mühe sparren, sie

fallen

fallen den Göttern auf völliges Gerathewohl zur Last. Denn die Unfruchtbarkeit hat so gut ihre Ursachen, wie jedes übrige. Sie entstehet zum Theile wegen der allzugrossen Zähigkeit des Saamens; theils aus der übermäßigen Flüßigkeit desselben. Dieser, weil er von der Beschaffenheit ist, daß er nirgends haften kann, zerrinnet plötzlich, und verläßt jeden Platz, den er einnahm. Jener kann darum, weil er zäher ist, als er natürlicher Weise seyn sollte, entweder nicht so weit sich ergiessen, als es die Nothwendigkeit erfoderte, oder vermag durch die kleinen Höhlen nicht zu schlüpfen, oder wenn ihm auch dieses gelang, so kann er sich doch nicht ohne Mühe mit dem weiblichen Saamen vermischen.

Denn es kömmt bey dieser Sache soviel darauf an, daß beyde Theile gleich gestimmt seyn, daß oft ein Mädchen von diesem eher geschwängert wird, als von jenem; oder daß doch die Frucht von diesem mehr Knochen und Fleisch erhält, als von jenem. Viele haben

meh-

mehrere Ehen in freudeloser Unfruchtbarkeit geendiget, bis sie einen bekommen haben, der ihnen einen Knaben gefertiget, und zu einer trostreichen Geburt verholfen. Sogar diejenigen Frauen, an denen zwar kein Hinderniß selbst, aber doch an ihren Männern war, daß sie vielleicht in ewiger Unfruchtbarkeit hätten verharren müssen, haben nicht selten einen andern zu finden gewußt, der ihnen bessere Dienste leisten, und Stützen für ihr Alter verschaffen konnte. So viel kömmt es darauf an, daß der beyderseitige Saamen in einer Mischung bestehe, die zur Hervorbringung der Frucht erfoderlich ist. So viel liegt daran, mit was für einem Manne das Weib es zu thun hat, damit der dickere Saamen mit dem flüßigen, und dieser hinwiederum mit jenem gemildert werde.

Eine andere Rücksicht, die man hiebey noch zu nehmen hat, geht auf die Speisen, mit denen man seinen Hunger stillet; denn es ist gewiß, daß es unter diesen einige giebt,

die

die den Saamen entweder verdicken, oder verdünnen. Nur vergesse man nicht, daß die Art, wie man beym Genusse zu Werke gehet, gleichfalls in ernsthafte Betrachtung zu ziehen ist. Die geschickteste, der Befruchtung die zuträglichste scheinet diejenige zu seyn, welche allen Thieren, zahmen und wilden, gemein ist. Weil in diesem Stande die Brust gesenket, die andern Theile erhoben werden, und also dem Saamen der Weg zu seinem Ziele erleichtert wird. Doch sind den Frauenzimmern die wollüstigen Bewegungen, mit denen sie den Männern antworten, von keinem Nutzen; denn es ist ausgemacht, daß sie dadurch, daß sie jeden Stoß des Mannes mit ihren Hintertheilen erwiedert, und alles Mark aus seinen Beinen sauget, sich nur verhindert, zu empfangen. Denn ihre Bewegungen haben weiter keinen andern Erfolg, als daß sie das männliche Glied aus seinem Gleise werfen, und den Saamen zu seinem Ziele nicht gelangen, oder vorbeyschiessen lassen. Dieß ist denn auch die wahre Ursache, warum sich die

Huren keinen Augenblick stillehalten. Sie wollen nicht empfangen, sie scheuen die Schwangerschaft, und wollen dadurch auch die Wollust des Mannes mit neuer Anmuth würzen: Allein mit unseren Frauen hat es eine andere Bewandtniß, sie scheinen also auch dieser Künste nicht zu bedürfen.

Man darf die Schuld eben nicht auf die Götter, oder auf die Pfeile der Venus schieben, daß oft ein Mädchen von der häßlichsten Gestalt geliebet wird. Denn das kann eben sowohl von ihr selbst abhängen. Denn sie kann es durch ihre Aufführung, durch ihre gute Art, oder durch ihren Geschmack im Putze dahinbringen, daß es bey dem Manne zur Gewohnheit werde, sein Leben an ihrer Seite hinzubringen.

Die Gewohnheit thut der Liebe grossen Vorschub. Wie das Gefäß, das man mit unaufhörlichen, wiewohl schwachen Schlägen beunruhiget, nach langer Zeit doch endlich

mürbe

mürbe gemacht, und wohl gar zerstöret wird. Hast du nicht die Erfahrung, daß die Dachtraufe selbst durch die Länge der Zeit in den Stand gesetzet wird, die härtesten Steine zu durchlöchern? —

Dieses Buch enthält nur wenige Stellen, die den Beyfall eines Weltweisen verdienten. Denn was kann abgeschmackter seyn, als das, was der Dichter von den Bildern vorbringet? Zugegeben, daß sich von der Oberfläche der Dinge immer etwas abschäle; angenommen, daß dieses, was es auch sey, unaufhörlich in den Lüften herumtreibe: Was folget daraus? nämlich dieses, daß wir nichts als Centauren, Scyllen und andere Ungeheuer dieser Art werden zu sehen bekommen. Denn was ist gewisser, als daß sich die Bilderchen in der beständigen Durchkreuzung, in welcher sie herumschweben, wechselweise zerstören, oder in einander verstricken werden, daß nicht ein einziges so, wie es ist, zu unsern Augen gelangen kann.

Indeß muß man doch bekennen, daß Lukrez auch diesen Gegenstand mit vielem Scharfsinne behandelt habe. Es gehört was dazu, so alberne Sachen nur einigermassen leidlich aufzustutzen.

Die Art, wie er die Skeptiker abfertiget, kann nicht genug gepriesen werden. Diese Thoren verdienen keine Schonung. Nur hätte Lukrez sich mäßigen, und den Sinnen kein weiteres Feld einräumen sollen, als ihnen natürlicher Weise gebühret. Ich gebe gerne zu, daß die Sinnen nichts weniger als betrüglich seyn; folget aber daraus, daß ich die Grösse der Sonne, des Mondes, und der übrigen Gestirne nach meinen Augen bestimmen müsse? Gewiß nicht.

Daß der Ton, der Geschmack, der Geruch unter die körperlichen Gegenstände gehöre, wird Niemand läugnen, der gewohnt ist, selbst zu denken, und nicht alles dem Aristoteles nachzubeten.

Von

Von der Einbildungskraft ist nichts zu sagen. Wer keine Bilder erkennt, wird auch hierüber einerley Meinung mit uns seyn. Aeusserst lächerlich aber ist es, daß sich Lukrez zu behaupten unterstand, daß unsere Glieder nicht darum gemacht sind, daß wir sie gebrauchen sollten, sondern daß sich ihr Gebrauch erst nach und nach ergeben habe.

Was er vom Hunger und von dem Durste beybringet, kann man ihm hingehen lassen. Das Uibrige verdienet nichts, als ein mitleidiges Achselzucken.

Fünftes Buch.

Wer besässe das Vermögen, aus voller Brust ein Loblied anzustimmen, welches die Würdigkeit der Gegenstände, die Grösse der Erfindungen ausdrückte? Wem gebrächen die Worte nicht, wem reichte der Athem zu, die Verdienste desjenigen anzupreisen, der uns mit solchen Entdeckungen seines Fleisses beschenkte? — Wenn es erlaubet ist, meine Wenigkeit den Ausspruch thun zu lassen, so dürfte wohl keinem Menschen, vom Weibe gebohren, diese Fähigkeit zukommen. Denn wollte man die Wichtigkeit der mitgetheilten Kenntnisse zu Rathe ziehen, und alles sagen, was sie zu verdienen scheinen, so müßte man den erhabenen Mann, der die dunkeln Pfade des Lebens mit der Fackel der Vernunft erhellte, der uns eine Gefährtinn auf die Reise mitgab, die man die Weisheit nennet, für einen Gott erkennen. Ja gewiß, das war er, edler

Memmius! der das Geheimniß erfand, alle Wogen der Unruhe, mit welchen die Sterblichkeit zu kämpfen hatten, in sanfte Stille zu verwandeln, und alle Dunkelheit mit reinem Glanze zu bestrahlen.

Denn vergleiche das, was andere zum Besten der menschlichen Gesellschaft erfunden haben, mit seinen Wohlthaten. Ceres soll den Ackerbau, Liber den Gebrauch des Weines gelehret haben. Allein ohne diese Dinge konnte das Leben bestehen, und wir wissen aus der Geschichte, daß sie bey mancher Völkerschaft noch entbehrliche Kleinigkeiten seyn. Aber ohne Ruhe des Gemüthes ist keine Glückseligkeit. Die nothwendigste Bedingung zum fröhlichen Leben enthält die Weisheit. Daher scheinet derjenige mit vollem Rechte den Namen eines Gottes zu verdienen, der unter die Menschen in alle Gegenden der Erde die Quelle leitete, woraus sich wahre Zufriedenheit über ihre Seelen ergoß, und noch ergießt.

Wolltest du jedoch behaupten, daß ihn Herkules mit seinen Thaten übertreffe, so würdest du der Wahrheit grossen Abbruch thun. Denn, ich bitte dich, was hätten wir in unseren Tagen von dem weiten Rachen des nemäischen Löwen zu befürchten? oder welche Gefahr könnte das arkadische Schwein unserm Leben drohen? Was hätte der Cretische Stier noch Schreckliches für uns, oder das Lernäische Ungeheuer, mit giftigen Schlangen umzischet? Was giengen uns die Rosse des Diomedes an, deren Nasen Flammen sprühten, und alle Gegenden umher mit grossen Verwüstungen erfüllten, oder die Stymphaliden, mit fürchterlichen Krallen bewafnet? Welchen Schaden hätten wir von dem ungezähmten Drachen zu besorgen, der wild um sich her blickend, an den Stamm des Baumes gelehnet, die goldenen Aepfel der Hesperiden bewachte, wo die Wogen des aufgebrachten Meeres den Fuß des hohen Atlas beschäumten? Weder ich, noch du, nach sonst jemand, wer er auch sey, würde den Entschluß gefaßt

ha-

haben, jene Gegenden zu bereisen. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit den übrigen Ungeheuern, welche die Vorwelt in beständiger Aufmerksamkeit erhielten. Ich glaube nicht, daß wir in grosser Sorge leben würden, wenn sie noch keinen Sieger gefunden hätten, der sie von dem Antlitze der Erde vertilgte. Besonders da wir auch in unseren Tagen noch eine Menge von solchen Thieren haben, welche die Wälder und hohen Gebirge mit durstigem Grimme durchziehen, und kaltes Entsetzen in alle Gegenden umher verbreiten. Genug, daß es in unserer Macht stehet, ihre Wohnungen zu meiden.

Mit der Aufklärung des Verstandes hat es aber diese Beschaffenheit nicht. Was für Kämpfe mit uns selbst, was für Gefahren haben wir ohne sie nicht auszustehen. Welch ein Heer von Sorgen wälzet die Begierde über uns her; wie schwärzet die Frucht jede Aussicht! ohne der mannichfaltigen Plagen zu gedenken, mit denen uns der Stolz, die

Niederträchtigkeit, der Muthwille, die Faulheit, oder die Liebe zur Pracht überladet.

Sollen wir also den Mann, der uns das Geheimniß mittheilte, dieß alles ohne andere Waffen, nur allein mit einigen Schlußreden zu besiegen, und aus unserem Herzen zu verbannen, sollen wir ihm nicht gleiche Ehre mit den Göttern erweisen? besonders, da er von diesen selbst so manches gelehret, das mit goldenen Buchstaben aufgezeichnet zu werden verdienet, und alle Dunkelheit zerstreuet hat, in welche die Beschaffenheiten der Dinge so lange verhüllet waren.

Was Wunder also, daß ich in seine Fußtapfen trette, den eigentlichen Gründen nachforsche, und alles niederschreibe, was ich von den Bedingungen angemerket habe, unter welchen alles entstanden ist, und von der Nothwendigkeit, die jedes von den erschaffenen Dingen zwinget, das zu bleiben, was es am Anfange war, und keinen Finger breit

aus

aus dem gewöhnlichen Gleise zu weichen. Hierunter gehört der menschliche Geist ohne Widerrede. Er bestehet aus vergänglichen Theilen, und seine Kräfte vermögen es gegen die lange Dauer der Ewigkeit nicht auszuhalten. Wie kömmt es denn aber, daß wir denjenigen zu sehen glauben, der von der Bahne des Lebens abgewichen ist? Dieses ist weiter nichts, als ein Betrug, den die Bilder im Traume der Seele spielen. (a)

Die

(a) In diesem Buche nahm es der Dichter auf sich, zu beweisen, daß die Welt einen Anfang gehabt, und auch ein Ende haben werde: Er zeiget, wie die Welt und alles, was auf ihr lebet, entstanden sey, welche Gattungen der Thiere geschaffen werden konnten, und welche nichts als Geburten der dichterischen Einbildungskraft, oder des dummen Aberglaubens seyn: wie man angefangen habe, den Dingen verschiedene Namen zu geben, und sich gegen andere mit Worten auszudrücken: Woraus die Religion und die Furcht vor den Göttern entsprungen sey: Er zeichnet uns die Laufbahn der Sonne, des Mon-

des

Die Ordnung, die ich mir bey diesem Werke vorgesetzet habe, bringet mich nun selbst darauf, daß ich dir die Gründe mittheile, welche mich in meinem Glauben bestärken, daß die Welt ihren Anfang in der Zeit genommen habe, und der Sterblichkeit eben sowohl unterworfen sey, als alles andere.

Hiezu kommen noch verschiedene Fragen, die wir alle beantworten müssen: Durch welche Vereinigung der Saamenkörper wurde der Himmel, die Erde, das Meer, die Sonne, das unzahlbare Heer der Sterne bewirket? welcher verdanket die Scheibe des Mondes ihren Ursprung? Was sind das für Thiere, die sich in dem Schoosse der Erde gebildet haben, und was sollen wir von jenen denken, die wohl noch niemals zur Wirklichkeit gelanget

des und aller Gestirne vor, und um auch hier die Vorsehung entbehrlich zu machen, bringet er seine Beweise bey, daß sie sich aus eigner Kraft so und nicht anders bewegen.

get sind? wie führte das menschliche Geschlecht die Sprache unter sich ein, und wie kam es darauf, die Dinge mit gewissen Namen zu bezeichnen?

Wie schlich sich die Furcht vor den Göttern in unsere Seelen ein, die uns gegen ihre Haine, Bilder, Flüsse, Wälder, Altäre mit heiligem Schauer erfüllet, und von jeder Verletzung zurückhält?

Aber nicht genug, daß ich mir angelegen seyn lasse, dieß alles in sein gehöriges Licht zu setzen; ich muß auch von der Richtung ein Wort sagen, welche die herrschende Natur dem Laufe des Mondes und der Sonne vorgeschrieben hat; damit du nicht etwa glaubest, daß sie den Raum zwischen Himmel und Erde nach eigenem Belieben durchkreuzen, und bald diese bald jene Bahn betretten, wodurch das Wachsthum der Pflanzen, und auch der Thiere befördert wird: oder etwa den Wahn hegest, daß irgend ein Gott sie mit

allmächtiger Hand in ihren Kreisen drehe. Denn was kann es helfen, daß man sich zu überzeugen gesuchet hat, daß die Götter ein müßiges, unthätiges Leben führen, und keinen Einfluß auf irgend etwas in der Welt haben, wenn man sich doch von der Bewunderung hinreissen läßt, in allem, was geschieht, besonders was ausser unserm Gesichtskreise über den Wolken vorgeht, ich weiß nicht was zu erblicken, das uns gerade wieder dahin führet, woher wir gekommen sind, in das Land der alten Träumereyen, und in das Gebieth der Religion. Das ist nun einmal aber schon das Schicksal der kurzsichtigen, die keinen Augenblick nachdenken wollen, oder können, und also nicht wissen, was geschehen, oder nicht geschehen könne, welches die Gränze sey, die jedes Ding einschliesset, und über welche sich seine Thätigkeit nicht hinaus erstrecken darf. Sie fröhnen harten Herren, und es ist schwer, sie von dieser Knechtschaft zu befreyen, so lange sie glauben, daß die Götter alles vermögen.

Da-

Damit ich es jedoch nicht allein bey den leeren Verheissungen bewenden lasse, so wirf einen Blick auf das Meer, auf den Himmel und die Erde, und wisse, daß diese drey Körper von so verschiedenen Eigenschaften, diese drey Gestalten, jede von so besonderer Ansicht, ein einziger Tag vernichten, und daß die Stunde kommen wird, da das grosse Weltall, das so viele Jahre nicht überwältigen konnten, einstürzen, und unter seinen Schutt wird begraben werden.

Zwar ist mir nicht unbekannt, wie auffallend und wunderbar dem menschlichen Geiste der Gedanke von der künftigen Vernichtung des Himmels und der Erde seyn müsse, und wie schwer es halten wird, irgend eine Uiberzeugung hievon durch Worte zu bewirken: Das erfährt jeder, der seinen Zuhörern was ungewöhnliches erzählet, ohne daß er sich deshalb auf das Zeugniß ihrer Augen berufen, oder das Gefühl ihrer Hände dabey zu Rathe ziehen kann. Denn was man sieht, und nach

Be-

Belieben betasten kann, das ziehet unsern Glauben ohne Schwierigkeit an sich. Indeß will ich doch kühnlich auf meiner Behauptung verharren: vielleicht daß die Sache selbst meine Worte bestättiget, und der Zeitpunkt so weit nicht mehr entfernet ist, da du den ganzen Erdkreis, von heftigen Erschütterungen zerrüttet, aus seinen Fugen tretten sehen wirst. Aber laß uns viel lieber das Glück, das alles beherrschet, bitten, daß es diesen Unfall noch weit von uns abwende, und bescheide dich, lieber den Gründen der Vernunft, als der Erfahrung die grosse Wahrheit verdanken zu wollen, daß alles, woraus diese Welt bestehet, mit schrecklichem Getöse zusammenstürzen könne.

Ehe ich aber fortfahre, dir meine Meinung hierüber aufrichtiger, und gewiß auch mit der Wahrheit übereinstimmender zu sagen, als Pythia, die auf dem Dreyfusse des Apollo sitzend ihre Antworten ertheilet; will ich dir vorher noch manches eröfnen, daß dir zu grossem

Troste

Troste gereichen wird: damit dich nicht etwa die Vorurtheile der Religion verführen, zu glauben, daß die Erde, der Himmel, das Meer, die Sonne, der Mond, die Gestirne darum in alle Ewigkeit fortwähren müssen, weil sie weder mehr noch weniger sind, als Glieder eines göttlichen Körpers: und dir diejenigen alle für ihren Frevel mit den Giganten gleiches Schicksal zu verdienen scheinen, die sich einkommen lassen, mit ihren Vernunftschlüssen die Dauer der Welt zu bestreiten, die schöne Sonne des Himmels ihres Glanzes zu berauben, und unsterbliche Wesen mit menschlichen Namen zu bezeichnen.

Glaube mir, alle diese Dinge sind so weit von der Gottheit entfernet, und sind so unwürdig in die Zahl der Götter gesetzet zu werden, daß sie vielmehr zum Beyspiele des Leblosen und Unempfindlichen gelten können. Denn nicht alle Körper sind von der Beschaffenheit, daß sie von einem Geiste beseelet, und mit Einsicht und Klugheit ausgestattet zu

werden vermögen. Bedenke nur, daß auch in der Luft keine Bäume wachsen, daß die gesalzene See keine Wolken beherberge, daß die Fische auf dem troknen Lande nicht bestehen können, und das Holz kein Blut, die Steine keinen Saft enthalten. Alles, was ist, hat seinen angewiesenen Ort, wo es wachsen und gedeihen soll. So sehen wir, daß der Geist ohne den Körper nicht entstehen, und des Blutes und der Nerven nicht entrathen könne. Wenn er dieses im Stande wäre, so würde er um soviel eher im Kopfe, oder in den Schultern, oder in der untersten Ferse bestehen können; er würde mit jedem Theile des Körpers entstehen, und sich von seinem Standorte keinen Augenblick entfernen. Wenn es also mit unserm Körper diese Richtigkeit hat, daß nichts ausser seinem Platze gedeihen kann, und die Seele sowohl als der Geist angewiesene Gränzen haben, innerhalb welchen sie sich halten müssen, so kann um so weniger zugestanden werden, daß sie ganz ausserhalb des Körpers, ohne Beyhilfe der

thieri-

thierischen Gestalt, in einer Erdscholle, oder in dem Feuer der Sonne, oder im Wasser, oder in den hohen Gegenden der Luft ihre Dauer fortsetzen werden, oder nur einigermassen bestehen können. Hieraus erhellet ganz unwidersprechlich, daß jene Dinge von göttlichem Geiste nicht beseelet seyn; denn wie sollten sie das, da sie nicht einmal das geringste Merkmal des Lebens können blicken lassen?

Auch mußt du dich nicht überreden, daß die Götter in irgend einem Theile der Welt ihre Sitze aufgeschlagen haben. Denn sie sind von einer so zarten Beschaffenheit, und haben so wenig in die Sinne Fallendes, daß wir sie kaum anders, als mit den Augen des Geistes zu sehen vermögen. Wir können sie mit unseren Händen nicht berühren, und daher ist es ausgemacht, daß ihnen hinwiederum nichts von allem dem berührbar ist, was unserer Berührung nicht entgehet. Denn wie kann das was anderes berühren, das selbst

nicht berühret werden kann? Folglich ist es klar, daß sich zwischen ihren Sitzen und den unsrigen ein grosser Unterschied befinden muß. Sie müssen sich nach der Beschaffenheit ihrer Körper richten, wovon ich dir in der Folge so viele Beweise darstellen werde, als du nur verlangen kannst. (a)

Die größte Thorheit aber ist es, behaupten zu wollen, daß die Götter dieß herrliche Weltgebäude um der Menschen willen erschaffen haben, und daß es eben darum eine Pflicht für uns sey, dieß schöne Werk der Götter mit allen nur möglichen Lobeserhebungen

gen

(a) Sind denn aber nicht die Götter unsterblich, und ist es nicht ausgemacht, daß ihre Sitze von gleicher Dauer mit ihnen seyn müssen? Hierauf antwortet der Dichter, daß man so was nur dem Pöbel einbläuen könne. Denn die Götter sind zu fein, zu zart, als daß sie so grobe Körper sollten berühren können, und also muß man nicht glauben, daß sie in irgend einem Theile der Welt ihre Wohnungen aufgerichtet haben.

gen herauszustreichen, und keinen Augenblick an seiner Ewigkeit zu verzweifeln. Thorheit ist es, um das gelindeste zu sagen, wenn man sich ein Bedenken machet, das, was die Götter vor undenklichen Zeiten für die Menschen hervorgebracht, und wider allen Untergang gesichert haben sollen, in irgend einem Theile zu beunruhigen, mit leeren Einwürfen zu bestreiten, und so viel an uns liegt, das Unterste zum Obersten zu kehren. Dieses und alles übrige von dieser Gattung ist äusserste Thorheit, ich versichere dich. Denn welchen Vortheil konnten sie von unserer Dankbarkeit erwarten, daß sie sich hätten entschliessen sollen, das mindeste zu unserm Besten zu unternehmen? Sie, die ihre Unsterblichkeit in ununterbrochener Glückseligkeit geniessen? oder welch ein Reiz der Neuheit konnte so grossen Eindruck auf ihre Gemüther machen, daß sie ihre vorige Lebensart ändern, und der gänzlichen Unthätigkeit hätten entsagen wollen? Denn gewiß ist es, daß der an Neuerungen ein Gefallen haben muß, dem das Alte nicht

mehr behaget. Allein was vermag demjenigen, der mit seinem gegenwärtigen Zustande zufrieden ist, die Liebe zur Veränderung einzuflössen? Woher soll in ihm die Begierde entstehen, ein Leben, das für ihn so viele Annehmlichkeiten hat, gegen ein anderes zu vertauschen, das weiter nichts als die Neuheit empfehlen könnte? oder wollen wir glauben, daß sie in trauriger Finsterniß ihre Tage zubrachten, ehe der Ursprung der Welt alles um sie her mit Klarheit erfüllte? Was wäre es ferner für uns für ein grosses Unglück gewesen, wenn wir gar nicht wären erschaffen worden? Wahr ist es, wer einmal gebohren worden ist, der wird so lange zu leben wünschen, als er ein Vergnügen daran findet. Allein was geht es denjenigen an, der die Freuden des Lebens noch nie genossen, und die Anzahl der Sterblichen nicht vermehret hat, was kümmert es ihn, daß er nicht zum Daseyn gelanget ist? (a) Wie

(a) Allein die Götter haben ja diese Welt erschaffen, und sie können nicht anders als wollen, daß

Wie dem aber auch sey: Nun ensteht nur noch die Frage, woher die Götter das Vorbild genommen haben, nach welchem sie das alles, was zur Welt gehöret, gemodelt haben? Was ihnen den ersten Begrif vom Menschen gegeben? woher ihnen das geistige Vorherbewußtseyn desjenigen gekommen seyn

---

daß sie nie zu Grunde gehen solle. Hierauf antwortet Lukretius mit der Frage, ob die Götter die Welt sich selbst, oder den Menschen zu gefallen erschaffen haben? Sich selbst; so muß es mit ihrer Glückseligkeit so richtig nicht gewesen seyn, wenn ihnen noch was zu wünschen übrig war. Oder besteht ihre Glückseligkeit etwa auch nur in der Veränderung? Haben sie vorher in der Finsterniß gewohnt? sehnten sie sich nach besseren und bequemeren Wohnungen? Wer wird das zugeben? Also haben sie die Welt wohl nur für die Menschen gemacht. Aber warum für die? Was für eine Unlust würden wir empfinden, wenn wir gar nie gewesen wären? Ein Glück, das man nicht genießt, oder nicht kennet, ist eigentlich gar kein Glück. Was hätten wir also verloren, wenn wir es auch ewig hätten entbehren müssen?

mag, was sie zur Wirklichkeit bringen wollten? Ich sehe nicht ein, wie sie die verschiedenen Eigenschaften der ursprünglichen Körper, und die allenfalsigen Wirkungen errathen konnten, die sie in dieser oder jener Verbindung hervorbringen würden, wenn es die Natur nicht auf sich genommen hätte, ihnen den Plan hierüber vorzulegen. Denn es ist gewiß, daß diejenigen Körperchen, die sich untereinander vereiniget haben, das grosse Ganze zu bewirken, das wir die Welt zu nennen pflegen, in unendlicher Anzahl durch alle Ewigkeit im unermeßlichen Raume sich herumzutreiben, bald diese, bald jene Richtung zu nehmen (nachdem sie entweder auf einander stiessen, oder ihre Schwere sie zog) in alle Verbindungen zu tretten, und alles zu versuchen gewohnt waren, welche für jede Gattung die schicklichste sey; daß es uns gar nicht wundern darf, daß sie endlich in dieser Ordnung zusammentrafen, und in dieser Gestalt sich ausbildeten, in welcher sie noch immer

die

die mangelnden Glieder in der grossen Kette der Dinge ersetzen. (a)

Gesetzt auch, daß ich den Ursprung der Dinge nicht wisse, zugestanden, daß sich meine Einsichten so weit nicht erstrecken, so darf ich doch kühnlich behaupten, und aus der Beschaffenheit des Himmels selbst, und verschiedenen anderen Gründen die Folge ziehen, daß sich die Götter mit ihrer Erschaffung nicht

---

(a) Alle Kenntniß der Dinge, die wir haben, rühret von den Bildern her, die sich in unserer Seele von ihnen abdrücken. Auch kann man nicht läugnen, daß die Götter alles überlegen, was sie thun; daß sie mit genauer Vorsichtigkeit zu Werke gehen. Ist dem aber so, wie darf man noch behaupten, daß sie den Himmel und alles übrige erschaffen haben? Sie sollen nichts unternehmen, was sie nicht vorher überdacht haben, und gleichwohl müßten doch diese Dinge schon gewesen seyn, wenn ihnen ihre Bilder bey der Schöpfung hätten beywohnen sollen.

abgegeben haben; so groß und mannichfaltig sind die Mängel, die sie verunzieren. (a)

Du verlangst Beweise? Hier sind sie. Vor allen Dingen ist es bekannt, daß von der unermeßlichen Strecke, welche der weite Himmel mit seinem Bogen umfasset, einen beträchtlichen Theil entweder die Berge, oder die Wälder der Aufenthalt der wilden Thiere, einnehmen. Was soll ich von den ungeheuren Felsen, den ausgebreiteten Sümfen, und von

(a) Hätten die Götter einen Antheil an der Erschaffung der Welt gehabt, so würde sie mehrere Vollkommenheiten besitzen. Keine Berge, Wälder, Sümfe würden sie verunstalten. Weder Hitze noch Kälte würde das gehörige Maaß überschreiten. Die Dornen und Disteln würden keinen Vorzug über die nützlichen Pflanzen behaupten. Man wüßte von keinem Hagel so schreckliche Geschichten zu erzählen. Die wilden Thiere lauerten den Menschen nicht auf. Es gäbe keine Krankheiten, u. s. w. Alles wäre auf das beste eingerichtet, Ruhe und Uiberfluß begegneten uns auf allen Wegen.

von dem Meere sagen, welches einen Theil der Welt von dem andern so schrecklich entfernet? Aber noch nicht genug. Zwey Theile machet entweder die allzugrosse Hitze, oder der ewige Winter für die Menschen ganz unzugangbar.

Wenn also auch hier oder dort ein Winkel sich befindet, der bebauet zu werden verdienet, so ist es doch gewiß, daß ihn die Disteln und Dornen bald unter sich vertheilen würden, wenn sich der menschliche Fleiß nicht alle Mühe gäbe, ihn davon zu reinigen. Denn was thut man nicht, sein Leben zu fristen? Darum zwingen wir den kräftigen Stier unter der Last des Joches zu seufzen; das treibet uns an, Hand an den Pflug zu legen, und die Erde in gleiche Furchen zu theilen. Thäten wir dieses nicht, und ritzten wir mit dem Pfluge den fruchtbaren Schooß der Erde nicht auf, wodurch wir die nährenden Gewächse zum Vorscheine bringen, so dürften wir nicht hoffen, daß sie sich aus eigner Kraft herausarbeiten würden.

Geschieht es doch auch nicht selten, daß die Früchte des hartnäckigsten Fleisses, gerade in ihrer schönsten Zeit, da sie weit umher grünen und blühen, und die reicheste Ernde versprechen, entweder von übermäßiger Sonnenhitze verbrannt, oder von plötzlichen Platzregen verschwemmt, oder vom kalten Reife versenget werden; der Winde nicht zu gedenken, die sie mit ihren Wirbeln auf alle Weise beschädigen.

Oder warum nähret die Natur auch diese Menge von reissenden Thieren, welche das menschliche Geschlecht zu Wasser und zu Lande belästigen? warum giebt sie ihnen das Vermögen, sich immer zu vermehren? Warum hat sie gewisse Jahreszeiten mit besonderen Krankheiten vereiniget? warum schleichet der voreilige Tod umher?

Wir wissen, daß der Mensch, wann er aus dem Schooße seiner Mutter in diese Welt übergeht, nackt, wie ein armer Schiffer, den das Meer ausgeworfen hat,

auf

LB Coburg

auf dem Boden liegt, von allem entblößt, und darum alles benöthiget. Er erfüllet mit seinen Klagen die Gegend umher, und das ist auch das einzige, was sich für seine Umstände ziemet. Das ist Vorempfindung der harten Leiden, die ihn auf der Bahn des Lebens begleiten werden. Wie verschieden ist das Schicksal der Thiere von diesem Loose. Sie bedürfen keiner Klapper, keiner Amme, die sie mit süssen Mährchen einschläfert: Sie brauchen sich um keine Kleider zu bekümmern, die sie mit den Jahreszeiten ändern. Sie kennen den Gebrauch der Waffen nicht, sie bauen sich keine Festungen, um ihre Besitzungen in Sicherheit zu bringen. Denn die Erde treibet für sie überflüßige Nahrung überall hervor, und die schaffende Natur läßt sie keinen Mangel leiden. (a) Da

(a) Noch eins: Wenn die Götter die Welt erschaffen haben, warum sind denn die Menschen so viel übler daran, als die Thiere? Diese finden alles, was sie brauchen, ohne Mühe; jene müssen sich das Nothwendigste zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse mit harter Arbeit erzwingen.

Da vors erste die Erde, das Wasser, die dünne Luft, und die warmen Dünste sehr darnach aussehen, daß sie weiter nichts als sterbliche Körper zu nennen seyn, so können wir nicht umhin, das nämliche von der ganzen Welt zu behaupten. Denn es ist ausgemacht, daß jene Dinge nur allein den Stof zu allem, was sie ist, hergegeben haben. Wie soll ein Ganzes, dessen Theile so beschaffen sind, daß ihnen Entstehung und Untergang nicht abgesprochen werden kann, dieser Entstehung und diesem Untergange nicht gleichfalls unterliegen? Da wir also die Erfahrung haben, daß die verschiedenen Theile der Welt sich abnützen, und wieder erholen, sich verlieren, und wieder durch andere ersetzet werden, so begreife ich nicht, wie man Schwierigkeiten machen kann, zu glauben, daß es eine Zeit gegeben habe, da Himmel und Erde ihren Anfang genommen, und wieder eine kommen werde, die sie der Wirklichkeit entreissen wird. (a) Scheint

(a) Die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit des Ganzen hängt von der Vollkommenheit oder Un-

Scheint es dir aber, daß ich mir zu viel Freyheit herausgenommen habe, indem ich das Feuer und die Erde sterbliche Körper nannte, und ohne Bedenken den Ausspruch that, daß die Luft und das Wasser dem Untergange gewidmet seyn, woraus sie von neuem entstehen, und sich vermehren können, so führe dir Folgendes zu Gemüthe. (a)

Ein

vollkommenheit seiner Theile ab. Da wir also sehen, daß die Theile der Welt, die Erde, das Wasser, die Luft, das Feuer beständigen Veränderungen unterworfen seyn, itzt abnehmen, und bald darauf wieder hergestellet werden, so muß man gestehen, daß die Welt selbst der Sterblichkeit nicht entgehen könne.

(a) Daß aber jene Theile der Welt, die Erde nämlich und das Wasser, die Luft und das Feuer wirklich verringert oder vermehret, hervorgebracht oder vernichtet werden können, erhellet aus folgenden Erfahrungen: Eine Menge der Erdetheilchen schweben empor, und vereinigen sich mit der Luft. Andere strömen die Flüsse mit sich, und tragen sie in das Meer. Täglich entstehen neue

Wasser.

Ein Theil der Erde, welchen die beständige Sonnenhitze zur äussersten Trockenheit aussauget, und Räder und Füsse zermalmen, schicket einen Nebel vom Staube und fliegende Wolken empor, welche die mächtigen Winde in den ganzen weiten Luftraum umher verstreuen. Einen andern Theil lösen die Regengüsse zu Wasser auf, und auch das verdienet in Erwägung genommen zu werden, was die nagenden Flüsse von den Ufern wegzehren. Uiber dieses ist es eine allgemeine Anmerkung, daß das, was zur Vergrösserung

eines

Wasser. Aber auch hievon gestaltet die Sonne einen Theil zur Luft um, ein anderer verwandelt sich in unterirdischen Gängen in Erde. Die Luft, welche alles, was von andern Dingen ausströmmet, aufnimmt, um diese Dinge wieder herzustellen, kann eben darum nicht ewig, nicht unsterblich genennet werden. Das nämliche gilt auch von dem Feuer, weil die Sonne, die einzige Quelle des Lichtes und des Feuers alle Augenblicke neue Strahlen verlieret, und daher immer einen Zufluß, wie jede Lampe, haben muß.

eines andern etwas beyträgt, an sich selbst so viel verlieret, als es jenem zusetzet; und da die Erde mit guten Gründen sowohl die allgemeine Mutter, als das allgemeine Grab der Dinge genennet werden kann, so ist es ja wohl ausser allem Zweifel, daß sie nicht nur verringert, sondern auch vermehret werden könne.

Daß die Flüsse, das Meer, die Quellen immer neuen Zuwachs von Wässern erhalten, und sich kein Augenblick denken lasse, da ihre Adern vertrockneten, bedarf, hoffe ich, keines Beweises, da das mannichfaltige Gewimmel von Strömen verschiedener Grösse von dieser Wahrheit hinlängliche Gewähr leistet. Warum aber bey solcher Bewandtniß das Wasser nicht alle Gegenden überschwemmet, und immer das gleiche Maaß beobachtet wird, das geschieht daher, weil die mächtigen Winde, wenn sie sich auf dem Meere tummeln, grosse Beute machen, und die hohe Sonne mit ihren Strahlen gleichen Schaden verur-

 sachet:

sachet: einen beträchtlichen Theil ziehet die Erde an sich. Denn es ist gewiß, daß sich die Feuchtigkeit in ihrer Mitte durchseiget, und einen Rückweg zur gemeinschaftlichen Quelle der Flüsse nimmt; woraus sie sich auf der Oberfläche der Erde mit sanften Wellen hinab ergiesset, und die Laufbahn wieder antritt, die sie nur eben vollendet hat.

Was soll ich von der Luft sagen, die jeden Augenblick auf unendliche Weise verändert wird? Denn alles, was von den übrigen Dingen sich absondert, ergießt sich in das unergründliche Meer der Luft, und wäre die Einrichtung nicht getroffen, daß sie dem Mangel der Dinge wieder abhelfen, und ihren Verlust ersetzen müßte, so wären sie schon alle verdünstet, und in Luft verkehret worden. Es ist also kein Zweifel, daß die Luft ihre Nahrung aus den übrigen Dingen ziehet, denen sie hinwiederum den nöthigen Zuwachs gewähret, weil man doch der Erfahrung nicht widersprechen kann, die es uns deutlich genug beweiset, daß alles nur ein Fluß ist.

Die reichhaltige Quelle des flüßigen Schimmers, die hohe Sonne beleuchtet den Himmel ohne Unterlaß mit neuem Lichte, und ergießt mit unermüdlicher Stetigkeit Strahlen auf Strahlen umher; denn die alten gehen ihr auf allen Seiten, wohin sie sich immer senken, verloren. Daß es hiemit seine Richtigkeit habe, beweiset der Augenschein. Denn sobald sich einige Wolken zwischen uns und der Sonne stellen, und so zu sagen, den Ausfluß des Lichtes hemmen, sehen wir, daß der niedrigere Theil davon ohne Rettung verschwindet, die Erde mit dickem Schatten überzogen wird, wohin die Nebel sich immer bewegen. Hieraus kannst du schliessen, daß die Dinge jeden Augenblick von neuem Schimmer bestrahlet werden müssen, daß der ältere von kurzer Dauer sey, und wir bald auf alle Sichtbarkeit der Gegenstände Verzicht zu thun gezwungen wären, wenn sich aus der Quelle des Lichtes nicht beständige Fluten ergössen.

Gleiche Bewandtniß hat es sogar mit den irdischen Lichtern. Die nächtlichen Fackeln, aufgehangene Kerzen, die ihren Glanz weit umher verbreiten, und dicke Nebel ausdampfen, sind auf die nämliche Art beschäftiget, mit brennender Flamme Licht auf Licht umher zu streuen, und säumen keinen Augenblick neue Funken abzusenden. Auch haben wir die klärsten Beweise davon, daß die Beleuchtung der Dinge durch keine Pause, wie groß oder wie klein sie auch immer seyn möge, unterbrochen werde. Denn die Verlöschung eines Funkens wird durch die Entstehung eines andern in schneller Eile sogleich wieder ersetzet. Diese Meinung ist allein die wahre. Sonne, Mond und Sterne nähren ihre Schimmer durch unaufhörliche Entstehungen, sie haben nichts Bleibendes, nichts Beständiges, und es wäre Thorheit, ihnen die Veränderlichkeit abzusprechen.

Was willst du auch? Belehret uns nicht die Erfahrung, daß auch die Steine die lang-

wierigen Kämpfe mit der Zeit nicht aushalten können? Sehen wir nicht hohe Thürme einstürzen, und tüchtige Felsen zerstieben? Betrachte die Tempeln der Götter, oder ihre Bildsäulen, wie manchen Spalt haben sie nicht schon bekommen: Oder ist etwa die Gottheit im Stande, die Gränzen ihrer Dauer zu erweitern, und dem Gesetze der Natur zu widerstreben? Das bleibendste Denkmal, das irgend ein Sterblicher sich errichten mochte, zerfällt, und kann seinen Untergang so wenig verspäten, als alles übrige. Harte Kieseln reissen sich von den Bergen los, und sind nicht im Stande, die zerstörenden Kräfte der Zeit zu überwinden. Warum? weil sie nicht unendlich sind. Denn wären sie dieses, und hätten sie durch alle Ewigkeit die mannichfaltigen Beleidigungen der Zeit ohne den mindesten Schaden ausgehalten, so würden sie nicht so plötzlich aus ihrer Lage gerissen werden. (a)

 Wirf

(a) Das härteste, was wir kennen, empfindet den verheerenden Einfluß der Zeit, und wird ein Raub

Wirf einen Blick in die Höhe, und betrachte den unendlichen Bogen, der die ganze Welt umfasset; ihn, von dem es heißt, daß er alles hervorbringet, und alles wieder in seinen Schooß zurücke rufet: was glaubest du wohl, sollen wir ihn der Entstehung und des Unterganges überheben? ich dächte, nein! Denn wisse, daß alles, was anderen Dingen zur Vergrösserung oder Nahrung dienet, von seinem Maasse verlieren, und an derselben wieder zunehmen muß, wann es diese Dinge mit sich vereiniget. (a)

Hatte

Raub des Moders. Hohe Thürme, Tempeln und Bildsäulen der Götter. Alle Tage sehen wir einige von ihnen einstürzen. Ganze Felsenstücke reissen sich von den Gebirgen los, und rollen herab. Wer könnte behaupten wollen, daß das, was dem Angriffe der endlichen Zeit nicht widerstehen kann, seinen Anfang in die Ewigkeit hinaus erstrecke?

(a) Ein Seitenhieb auf diejenigen, die alles aus dem Himmel entstehen, und alles wieder in seinen Schooß zurücke kehren lassen, ohne gleichwohl

Hatte der Himmel keinen Anfang, ist seine Dauer die Ewigkeit; läßt sich das nämliche auch von der Erde behaupten, so wünschte ich nur dieses einzige zu wissen, warum vor dem thebanischen Kriege, und vor der Zerstörung von Troja keine Dichter ähnliche Begebenheiten besungen haben? Die Menschen müssen doch auch vor jenen Zeiten merkwürdige Thaten vollbracht haben, in welchen Abgrund der Vergessenheit sind sie gefallen, und warum hat sie das Gerücht in seinem Buche nicht aufbewahret? nicht verewiget? (a)

wohl Ewigkeit und Unvergänglichkeit dem Himmel abzusprechen. Denn was in andere Dinge verkehret, und vermittelst ihrer Auflösung wieder erfrischet werden kann, kann jene Eigenschaften unmöglich haben.

(a) Die Neuheit der Welt beweiset unser Dichter folgendermassen: 1) Die ältesten Nachrichten, die wir haben erstrecken sich nicht über den thebanischen Krieg, und über die Zerstörung von Troja hinaus, welches doch geschehen müßte, wenn die Welt, ich will nicht sagen, ewig, aber doch

Ich irre mich nicht, die Welt ist nur neuerlich erst entstanden; sie befindet sich noch in ihrer Kindheit, und hat noch alle Spuren der Neuheit an sich. Darum sehen wir, daß gewisse Künste kaum heute noch den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreichet haben; viele bedürfen noch itzt einer Verbesserung. Wie manchen Zuwachs hat die Schifkunst in unseren Tagen erhalten! Wie vieles haben die Tonkünstler zum allgemeinen Vergnügen erst erfunden. Selbst diese Art über die Beschaffenheiten der Dinge nachzudenken, und unsere Erfahrungen unter einem Plane zu sammeln, gehört in die Zahl der neuen Erfindungen, und unter den ersten, die sich ein Geschäfte daraus machten, bin ich nicht der letzte; denn wer

doch älter wäre, als sie zu seyn scheinet. 2) Alle Künste sind erst vor kurzer Zeit erfunden worden, die Namen ihrer Urheber sind uns alle bekannt. Gesetzt aber, die Welt hätte keinen Anfang gehabt, so müßten sie ja, wenigstens diejenigen, die einen so unentbehrlichen Einfluß auf das menschliche Leben haben, auch immer vorhanden gewesen seyn.

wer hat es vor mir unternommen, diese Wahrheiten in unserer Muttersprache der allgemeinen Untersuchung auszustellen?

Bildest du dir aber ein, daß dieß alles wohl ehedem auch gewesen seyn kann; und meinest du, daß die Schuld, warum es aufgehöret hat, nur an der grossen Hitze lieget, die das menschliche Geschlecht in allen Gegenden und Ländern verzehrte; oder wolltest du sie den Erschütterungen der Erde zuschreiben, wodurch die volkreichsten Städte verschlungen wurden, oder sollen unendliche Regengüsse die Flüsse ihren Ufern entführt, und alles verschwemmet haben; so wirst du auch nicht umhin können, zu gestehen, daß dem Himmel und der Erde nichts gewisser bevorstehe, als ihr gänzlicher Untergang. Denn angenommen, daß dieß, was du sagest, sich wirklich ereignet habe, so ist es unwidersprechlich, daß jene Gefahren, mit denen alle Wesen zu ringen hatten, noch wichtigere Folgen, noch ausgebreitetere Niederlagen würden nach sich gezo-

gen haben, wenn sie noch um ein merkliches wären verstärket worden. Denn was versichert uns unserer Sterblichkeit am meisten? Gewiß nur die Erfahrung, daß wir den nämlichen Gebrechlichkeiten, den nämlichen Kränkheiten ausgesetzet sind, die das Loos derjenigen waren, die von der Bühne des Lebens schon abgetretten sind. (a)

Alles,

(a) Man könnte einwenden, daß die Künste, die wir itzt treiben, auch ehedem wären getrieben worden; allein das menschliche Geschlecht wurde durch Feuer, Wasser und Erdbeben vertilget. Das setzet uns in die Nothwendigkeit, sie von neuem zu erfinden. Allein dieser Einwendung bedienet sich der Dichter zu seinem Vortheile. Denn hat das Feuer, das Wasser, und andere Uibel solche Verheerungen auf der Welt anrichten können, so wird sich doch wohl niemand bereden lassen, diese Welt für ewig zu halten. Warum halten wir uns für sterblich? ist es nicht aus der Ursache, weil uns die nämlichen Krankheiten befallen, deren höherer Grad so viele andere schon aus dem Leben weggeraffet hat? —

Alles, was einen Antheil an der Ewigkeit haben soll, muß entweder mit solcher Härte begabet seyn, daß es jedem Eindrucke widerstehen kann, und keinem Dinge den Zutritt verstattet, das seine innere Verknüpfung aufzulösen im Stande wäre. Von dieser Beschaffenheit sind die Saamenkörper, mit denen ich dich lange schon bekannt gemacht habe. Oder es müßte nur darum über alle Zeiten hinaus dauern können, weil es gar mit keinem andern zusammenstossen kann, wie das Leere, das nicht berühret zu werden vermag, und also keine Gefahr von irgend einem Eindrucke zu befürchten hat. Oder auch darum, weil sich nicht der mindeste Raum herum befindet, in welchen sich die verschiedenen Theile verstreuen könnten. In diesem Verstande wird das Unermeßliche ewig genannt. Weil sich jenseit desselben kein Raum befindet, wohin sich die Dinge verfliegen, und keine Körper sind, die sich darauf stürzen, und einen Riß darein machen könnten. Du wirst dich aus meinem vorigen erinnern, daß diese Welt kein

undurchdringlicher Körper sey, weil sich in allen Vermischungen der Dinge was Leeres befindet: doch ist sie auch nicht ganz so beschaffen, wie das Leere. Zudem fehlt es nicht an Gegenständen, welche in unendlicher Bewegung hin- und herschweben, und dieses Weltall mit schnellen Wirbeln aus seinen Fugen reissen, oder auf eine andere Art beschädigen können. Auch hat der schwindelnde Abgrund des unermeßlichen Raumes Plätze genug, wohin sich die zerstörten Theile der Welt verstreuen, oder auf was immer für eine Art ihrer Vernichtung zueilen können. Folglich darf man nicht zweifeln, daß weder dem Himmel noch der Erde, weder der Sonne noch dem Meere der Zeitpunkt nicht bestimmet sey, da sie der endlichen Auflösung unterliegen werden. Der Tod breitet ihnen seinen weiten Rachen entgegen, und wird ihn nicht schliessen, bis er auch sie verschlungen hat.

Das erste, worauf dich diese Betrachtungen führen müssen, ist nun dieses, daß

der

der Himmel und die Erde, und alles, wovon kurz zuvor die Rede war, auch in der Zeit entstanden seyn werden. Denn, wenn es ausgemacht ist, daß sie nicht anders als vergänglich seyn können, so ist auch gewiß, daß sie nicht im Stande gewesen wären, die widerstrebende Kräfte der unendlichen Jahre so lange zu besiegen. (a)

Uiberlege den schmählichen Bürgerkrieg, in welchem die vorzüglichen Theile der Welt unter sich mit unversöhnlicher Feindschaft begriffen sind, und sage mir, ob es nicht mehr als eine Vermuthung sey, daß der langwierige Streit endlich einmal werde aufhören müssen? Es sey nun, daß es der Sonne, und den übrigen Quellen der schrecklichen Dürre gelungen, alle Feuchtigkeit aufzutrinken. Wozu sie nicht übel Lust zu haben scheinen, wiewohl

(a) Stehet der Welt ein Ende bevor, so muß sie auch einen Anfang gehabt haben: denn was einmal zu Grunde gehen wird, hätte schon lange vorher zu Grunde gehen können.

wohl sie ihre Absicht noch nicht völlig erreicht haben. Die Flüsse strotzen von Wassern, und drohen das Meer zur allgemeinen Fluth anzuschwellen; aber ihre Bemühung reichet nicht hin, diesen Unfall auszuführen. Denn weder die Winde, die mit ausgespannten Flügeln über den glatten Rücken des Meeres hinstreichen, noch die hohe Sonne, die mit ihren Strahlen alles beleuchtet, gestatten es; sie verkleinern den übermüthigen Vorrath der Ströme vielmehr alle Augenblicke, und haben das Zutrauen zu ihren Kräften, daß sie eher alles in den trockensten Staub verwandeln werden, als jene den letzten Schritt zu ihrem Ziele gethan haben. Mit solcher Hartnäckigkeit führen sie den Streit über die wichtigste Sache unter sich. Aber noch erklärte sich der Erfolg für einen Theil sowohl als für den andern. Denn hat das Feuer einmal die Oberhand über die Erde gehabt, so versichert uns das Gerüchte, daß auch das Wasser einmal über alles geherrschet habe. Das Feuer trat über seine Gränzen, und verwandelte un-

unzählige Gegenstände in Staub und Asche, als die ungezähmten Rosse der Sonne den Phaeton durch den ganzen Himmel auf ungebahnten Wegen schleppten. Der allmächtige Vater der Götter, von heftigem Zorne gegen den tollkühnen Phaeton entbrannt, ergrif seinen Donner, und schmetterte den Unglücklichen auf die Erde herab. Hierauf eilte Phöbus dem Stürzenden entgegen, übernahm die ewige Lampe der Welt; sammelte die zerstreuten Rosse, spannte sie wieder ein, nicht ohne seinen Unwillen auszulassen, und stellte durch seine Fahrt alles in den alten Stand. Wenigstens haben sich die alten Dichter der Griechen kein Bedenken daraus gemacht, dieses Geschichtchen allen Ohren vorzusingen, wiewohl es die Vernunft für keine Wahrheit nicht erkennen kann. Denn wie kann das Feuer anders die Oberhand gewinnen, als durch überflüßigen Vorrath desselben, der sich im Unendlichen auf einen Haufen gesammelt hat? Natürlich werden dadurch alle Dinge vor übermäßiger Hitze zu Grunde gehen müssen, wenn

sich

sich nicht etwas hervorthut, das ihr das Gleichgewicht hält, oder sie gar überwältiget. Ein anderes Märchen, mit denen sich die Leutchen tragen, ist folgendes: Auch das Wasser soll einmal so sehr angeschwollen seyn, daß es viele Städte verschlungen hat. Kaum aber hatte sich aus dem Unendlichen eine entgegengesetzte Kraft, gleichviel was für eine, erhoben, so versiegte der Regen, und die Ströme kehrten in ihre Gestade zurück. (a)

Aber

(a) Die vorzüglicheren Theile der Welt befinden sich in unversöhnlicher Feindschaft gegen einander, sie führen unaufhörliche Kriege unter sich. Bald sieget das Feuer, und richtet grosse Verheerungen an, bald tritt das Wasser in ungeheuren Uiberschwemmungen aus, und behauptet den Vorzug über das Feuer. Könnte nicht der Untergang der Welt das Ende dieses Steites seyn? wahrscheinlich genug. Beyspiele von grossen Feuersbrünsten und Wasserfluten erzählen die Fabeln vom Phaeton und Deukalion: Nur hätte man diese Begebenheiten keiner göttlichen Fügung beymessen sollen. Der Dichter leitet ihre Entstehung und ihr Ende aus anderen Ursachen her.

Aber auf welche Weise der Zusammenfluß verschiedener Saamenkörper den Himmel, die Erde, und den weiten Kessel des Meeres gegründet habe, wie der Lauf des Mondes und der Sonne dadurch ihre Richtung erhalten haben, verdienet untersuchet zu werden, und ich will mich bemühen, deine Wißbegierde hierüber zu befriedigen. Gewiß ist es, daß sich die Saamenkörper ohne vorhergehende Uiberlegung, ohne die Gründe dafür und dawider abgewogen zu haben, auf blosses Gerathewohl zusammengefüget haben. Es fiel ihnen nicht ein, wegen ihrer Bewegungen eine Verabredung zu treffen; sondern es kam so, wie es wohl nicht anders seyn konnte. Nachdem sie sich von undenklicher Ewigkeit her in mannichfaltigen Begegnungen an einander zerstossen, und nach Maaßgebung ihrer Schwere herumgewälzt, alle Arten der Vereinigung auf alle mögliche Weise versuchet, und die Dinge in Erfahrung gebracht hatten, die durch ihre Verbindungen entstehen können, so darf es uns nicht wundern, daß sie in dieser Zeit,

nach so manchem Versuche aller Arten von Verbindungen und Bewegungen, endlich einmal das Geheimniß gefunden haben, nur allemal diejenigen zusammentreffen zu lassen, deren Vereinigung die Quelle der größten Dinge nicht selten ist, worunter man nicht anstehen darf, den Himmel, die Erde, das Meer und jede Gattung der Thiere zu zählen. (a)

Da sah man noch das Rad der Sonne nicht überschwengliche Strahlen aus der Höhe verstreuen, da leuchteten noch keine Gestirne; da war kein Meer, kein Himmel, keine Erde, keine Luft, kein einziges von solchen Dingen zu

(a) Der Dichter will uns nun auch lehren, wie die Welt entstanden sey. Nach seiner Meinung hatten die Götter nicht den geringsten Antheil daran. Das Ungefähr that alles. Die Saamenstäubchen flogen so lange herum, bis gleiche zu gleichen kamen, und hiedurch das Meer, den Himmel, und alles, woraus die Welt bestehet, hervorbrachten.

zu erblicken, die mit denen, die wir um uns haben, die mindeste Aehnlichkeit gehabt hätten: sondern alles hatte das Ansehn eines Ungewitters, alles drehte sich in neuen Wirbeln herum. Plötzlich schieden sich die Theile des Raumes von den übrigen, gleichartige Dinge gesellten sich zusammen, die Welt fieng an eine Gestalt zu bekommen, ihre Glieder entwickelten sich, und unter den grossen Theilen des ungeheuren Ganzen entstand Ordnung. Aber sie waren aus allen Arten von Saamenstäubchen zusammengesetzt; hieraus entkeimte die Zwietracht, welche die beständigen Kriege unter ihnen nährte, wodurch aller Raum zwischen ihnen, alle Pässe verwirret, und ihre Verbindungen, ihr Gewicht, ihre Gegenwirkungen, Zusammenstossungen und Bewegungen alle Augenblicke verändert wurden. Oder hätte es wohl anders seyn können, bey dieser Verschiedenheit der Formen und Gestalten? unmöglich konnten sie lange in einer Verbindung unter einander bestehen. Es war ihnen nicht erlaubt, die gehörigen Bewegungen zu

machen, wodurch der Himmel von der Erde geschieden, das Meer für das abgesonderte Wasser vertiefet, und der eigene Platz für die reinen Fackeln des Aethers abgezwecket worden wäre.

Die verschiedenen Erdetheilchen haben sich vor allen andern zuerst gesammelt, und den untersten Platz im Mittelpunkte eingenommen. Denn sie sind schwerer und besitzen mehr von der Eigenschaft, die man Dichtigkeit nennet. Je mehr sie sich aber unter einander verschränket haben, desto mehr entfernten sie diejenigen von sich, deren Zusammenfluß das Meer, die Sonne, den Mond und die übrigen Gestirne nebst den Ringmauern der Welt hervorbrachte. Denn diese Gegenstände sind alle aus glattern, rundern und kleineren Sammenstäubchen zusammengesetzt, als die Erde: Hieraus erhellet, warum sich der blaue Aether, den unterschiedliche Zeichen schmücken, nach und nach aus den kleinen Oefnungen der Erde empor wand, und viele Feuertheilchen mit sich aufzog, ehe noch

andere diesen Weg zu nehmen dachten. Wie dieß geschehen konnte, mag dir folgende Beobachtung erklären. Wir sehen, daß am frühen Morgen, da der helle Schimmer der Sonne sich in dem perlenden Thaue der Blumen spiegelt, benachbarte Deiche, und unversiegende Ströme häufige Nebeln aushauchen: sogar die Erde scheinet zuweilen zu rauchen: diese Dünste ziehen sich in der Höhe zusammen, und dadurch geschieht es, daß dicke Wolken das Antlitz des Himmels verbergen. Nicht anders verwebte sich der leichte und flüßige Aether in einander, wölbte sich über alles herum, und ergoß sich von einem Ende zum andern, bis er das ganze Weltall mit seinem Bogen umfaßte. Hierauf erfolgte die Entstehung der Sonne und des Mondes. Weder die Erde, noch der oberste Aether konnte sie sich zueignen. Denn sie sind weder so schwer, daß sie in die Tiefe zu sinken, noch wieder so leicht, daß sie in der äussersten Höhe daher zu wandeln vermögen. Sie bestehen aus einer Mischung aus beyden, und sind gerade darum

geschickt, sich in ewiger Bewegung zu erhalten, und wirkliche Theile der Welt zu heissen. Haben wir nicht auch gewisse Glieder, die ihren Platz nicht zu ändern scheinen, und gleichwohl in unaufhörlicher Bewegung begriffen sind? (a)

Nach dieser Absönderung vertiefte sich plötzlich ein grosser Theil der Erde, da, wo das Weltmeer sich weit umher erstrecket, und füllte den durstigen Abgrund mit gesalzenen Fluten an. Je mehr aber die allgegenwärtige Hitze des oberen Dunstkreises und die Strahlen der Sonne die Erde von allen Seiten zwangen, sich in ihren Mittelpunkt immer

enger

(a) Da es kein anderes Mittel giebt, den rohen Haufen der Saamenkörper in Ordnung zu bringen, als die Bewegung, diese aber ihren Grund in der Schwere hat, so verdienet untersuchet zu werden, und unser Dichter that sehr wohl daran, daß er seine Aufmerksamkeit vorzüglich darauf wendet, was die Schwersten unter den Saamenstäubchen beginnen, u. s. w.

enger zusammen zu ziehen, je mehr sie den feindlichen Angriffen bis in ihr Innerstes ausgesetzet war, desto mehr häufte der gesalzene Schweiß, der ihr entpresset wurde, den Reichthum des Meeres auf, und desto zahlreicher lösten sich die Saamenstäubchen der Dünste und der Luft von ihr ab, und webten sich in den glänzenden Bogen des Himmels, weit über der Erde, ein. Die Ebnen mußten sich senken, die Höhe der Berge wurde steiler: Denn von den Felsen konnte man nicht verlangen, daß sie sich mit den übrigen hätten senken, auch war es nicht möglich, daß sich alle Theile in gleichem Maasse hätten verbreiten sollen. Auf solche Weise floß also die Erde in einen Klumpen zusammen, und aller Hefen der Welt nahm wegen seiner Schwere den untersten Platz ein.

Dieß war der Ursprung des Meeres, der Luft, des feurigen Aethers selbst. Sie traten in reiner Gestalt aus der Erde hervor, nicht alle mit gleicher Schwere begabt, doch

war der Aether der reinste, der leichteste, und erhob sich über den Luftraum empor. Er vermenget sich niemals mit den aufrührischen Lüften: Mögen sie doch von heftigen Wirbeln zerüttet, von ungewissen Stürmen erschüttert werden: Er beweget seine Lichter in sichern Gleisen herum. Denn daß ihm das Vermögen zukomme, leichte und immer gleichförmige Bewegungen zu machen, kann gar nicht geläugnet werden, oder man müßte nicht wissen, daß das Caspische Meer in einer Art von Flut sich ergiesset, die nie abwechselt, durch keine Ebbe unterbrochen wird.

Nun ist es Zeit, auch von der Ursache zu reden, welche die Gestirne in Bewegung setzet. Wollen wir annehmen, daß sich das grosse Rad des Himmels herumdrehe, so werden wir auch gestehen müssen, daß beyde Pole von der Luft, die sich um alles herum ergiesset, begränzet werden. Die obere ruhet nicht, und ihr Fluß strömet dahin, wohin die wandelnden Gestirne des Himmels ihren Weg nehmen.

Die

Die untere treibet das Rad, und unterhält die Bewegung. So sehen wir, daß grosse Mühlräder von den Flüssen ihren Umlauf nähren.

Wollen wir aber die Meinung gelten lassen, daß der Himmel seinen Platz nicht verändere, wiewohl die glänzenden Gestirne sich ohne Rast herumwälzen, so werden wir uns ihre Bewegung entweder aus der grossen Hitze erklären müssen, die sie verursachen, und die in dem Bezirke, der sie umgränzet, nicht Raum genug hat, einen Ausgang suchet, herumtreibt, und so die grossen Lichter in dem ungeheuren Gewölbe des Himmels von einem Ende zum andern hinüberdränget: oder es kann auch seyn, daß sich die äussere Luft auf irgend eine Weise damit beschäftiget, ihren Umlauf zu befördern; oder sollen wir glauben, daß ihnen selbst die Kraft verliehen sey, wohin ihre Nahrung sie rufet, zu gehen, und ihre Fackeln eben dadurch zu unterhalten, daß sie den Weg durch den Himmel machen. Ich

sage nicht, was in unserer Welt geschicht. Denn das hat seine Schwierigkeiten: sondern ich lehre nur das, was seyn kann, und in verschiedenen Welten, nach verschiedenen Planen geschaffen, sich ereignen mag. Ich habe daher mehrere Ursachen angegeben, aus welchen sich die Bewegung der Gestirne nur immer erklären lassen kann. Unter diesen muß doch eine sich befinden, von der unsere Gestirne beweget werden: Aber verlange nicht, daß ich dir sie nennen soll. Denn das stehet weder in meiner, noch in irgend eines andern Gewalt, der auf zwey Füssen gehet.

Damit aber die Erde den Mittelpunkt nicht verliere, so ist nichts billiger, als daß sich ihre Schwere nach und nach verliere, und allmählig verringere. Unter ihr muß sich was anderes befinden, das vom Anfange her mit ihr verwandt ist, und einzig zu den luftigen Theilen der Welt gehöret, auf denen sie ruhet. Darum gereichet sie der Luft auch nicht zur Last; darum presset sie sie gar nicht

herab:

herab: Wer hat jemals gehört, daß irgend einem Menschen seine Glieder zu schwer gewesen seyn? Der Kopf gereichet dem Nacken nicht zur Last, und unsere Füsse beschweren sich über das Gewicht des ganzen Leibes nicht. Aber alles übrige, das keinen Theil von uns ausmachet, sondern aufgebürdete Lasten sind, erwecket oft schmerzhafte Empfindungen, gesetzt auch, daß sie noch so klein, noch so unbedeutend wären. So viel kömmt es darauf an, welches Ding dem andern zur Stütze dienet. Darum kann man auch nicht sagen, daß die Erde nur auf gerathewohl aus fremden Gegenden hergeblasen, und auf die Luft gesetzet wurde, ohne ihre Verwandtschaft unter einander zu Rathe zu ziehen; sondern sie waren bey der Schöpfung der Welt zugleich entstanden, und die Erde ist sowohl ein Theil der Luft, als die Glieder ein Theil des Menschen sind. (a)

Wann

(a) Lukrez spricht immer von der grossen Schwere der Erde. Wie kam es denn aber, daß er sie gleich-

Wann die Erde von hohlen Donnern plötzlich erschüttert wird, so schwanket alles, was auf ihrer Oberfläche sich befindet, zugleich mit. Könnte dieses wohl geschehen, wenn sie nicht auf allen Seiten von der Luft umgränzet wäre. Denn es leidet gar keinen Zweifel, daß sie an gemeinschaftlichen Wurzeln von ihrem Beginne zusammenhängen, und sich gegenseitige Dienste leisten. Du siehst ja, daß unser Körper, seine Last mag auch noch so groß seyn, von unserer Seele aufrecht erhalten wird, die doch das feinste Wesen ist, das man sich nur denken kann. Aber warum? gewiß genung aus keiner andern Ursache, als

weil

---

gleichwohl in die Mitte der Luft setzte? Sollte man nicht glauben, sie würde alle Augenblicke durchzufallen, und sich in den unendlichen Raum hinunterzustürzen drohen? Allein diesen Einwürfen wußte er vorzubeugen. Es befindet sich nämlich zwischen der Erde und der Luft eine solche Verwandtschaft, und scheinen gleichsam nur ein Ganzes mit einander auszumachen, daß es gar wohl zu begreifen ist, warum die Erde der Luft zu keiner Last gereichet.

weil sie so nahe mit einander verbunden, und eines für das andere gemacht zu seyn scheinen. Oder was ist es in uns, das unseren Körper so hoch über den Boden erhebt, wenn wir einen Sprung machen wollen, wenn es nicht die Seele ist, welche die Glieder beherrschet? Hieraus wirst du, hofe ich, erkennen, daß die Kraft der feinen Wesen, wenn sie mit schweren Körpern verbunden werden, nicht ohne Bedeutung ist; welches die Luft mit der Erde, oder die Seele mit unserm Körper vereiniget, so unwidersprechlich beweisen.

Ob der Umfang der Sonne grösser, ob ihr Feuerkreis kleiner ist, als er unsern Sinnen zu seyn scheinet? ich glaube nicht. Denn alle die Zwischenräume, welche das Feuer erhellen, oder mit seiner Wärme füllen kann, benehmen der Grösse des Feuers nicht das geringste. Da nun die Wärme der Sonne, und das Licht, welches sie umher ergießt, auf unsere Sinnen wirket, und alle Gegenstände bemalet, so dürfen wir nicht

an-

anstehen, zu behaupten, daß der Umkreis der Sonne gerade das sey, was er uns zu seyn scheinet, und daß jeder grössere oder kleinere Grad, den wir zu ihrer Maasse hinzudenken möchten, eine Beleidigung der Wahrheit seyn würde.

Auch der Mond, es sey nun, daß er mit geborgtem Schimmer die Dunkelheit der Nacht zerstreue, oder daß er mit eigenem Glanze seinen Pfad bezeichne, weder in dem einen noch in dem andern Falle wird seine Scheibe die Gränzen überschreiten, in welchen sie von unsern Augen erblicket wird. Denn alles, was man aus der Ferne sieht, verlieret seine Deutlichkeit, und seine Merkmale gerathen in Verwirrung, können nicht unterschieden werden, ehe man sagen kann, daß ihm von seiner Grösse das geringste fehle. Wenn also der Mond seine Gestalt nicht einbüsset, wenn alles an ihm unterschieden werden kann, so müssen wir glauben, daß er in seiner Höhe nicht grösser daherschwebe, als er uns hienieden zu seyn scheinet.

Gewiß ist es, daß alle Gestirne, die wir in der Höhe schimmern sehen, kaum um ein merkliches grösser oder kleiner seyn können, als sie uns in die Augen fallen. Denn das erfahren wir selbst an den irdischen Lichtern, daß sie, so lange sie brennen, und ihre Klarheit umher versenden, zuweilen eine kleine Veränderung leiden, und in der Ferne bald über bald unter ihrer Grösse sich darstellen.

Auch bedarf es unserer Verwunderung gar nicht, daß diese so kleine Sonne ihre Strahlen so weit umher zu verbreiten vermag. Wahr ist es, sie füllet das Meer, die Erde, den Himmel mit ihren Schimmer, und begießt alles mit unerschöpflicher Wärme. Allein was hindert uns, sie als die einzige reiche Quelle zu betrachten, woraus sich der Strom des Lichtes ergießt, der aus aller Welt sich sammelt, und keinen andern Ausgang hat, als diesen? Hier treffen die verschiedenen Theilchen der Wärme aus allen Gegenden zusam-

men,

men, hier vereinigen sie sich, und aus dieser Quelle strömet die allgegenwärtige Hitze aus. Das kleinste Brünnchen, wie du schon bemerket haben wirst, wässert oft grosse Wiesen, und überschwemmet ganze Gegenden. Es kann wohl auch geschehen, daß die Luft von einigen Funken der Sonne schon in hohem Grade erhitzet wird, wenn es sich trift, daß die Luft gerade von der Beschaffenheit ist, daß sie mit geringen Kosten entzündet zu werden vermag. Ein Beyspiel hievon geben die dürren Stoppeln des Feldes, welche durch das kleinste Fünkchen in helle Flammen gesetzet werden können. Vielleicht besitzet die Sonne, deren hohe Fackel mit rothem Glanze strahlet, eine Menge von feurigen Kugeln um sich, die zwar keine Klarheit gewähren, aber doch auch das ihrige beytragen, die Grade der Sommerhitze zu vermehren. (a)

Auch

(a) Kaum aber sollte man glauben, daß der allgegenwärtige Schimmer, und diese Hitze, die sich auf alles umher verbreitet, keine andere Ursache haben,

Auch giebt es mehr als einen Weg, den Lauf der Sonne zu erklären, ohne daß man entscheiden kann, welches der wahre sey. Sie wandert von einem Zeichen des Thierkreises zum andern, gehet vom Steinbocke, dem Herolden des Sommers, in den Krebsen über, und führet nach dem Winter den Sommer wieder herauf. Ich wiederhole es, es giebt verschiedene Wege, sich dieses zu erklären, wozu noch die Erfahrung kömmt, daß der Mond

---

haben, als die Sonne, die doch nur so klein ist. Hierauf antwortet Lukrez: daß man sich die Sonne als eine unversiegende Quelle des Lichtes und der Wärme vorstellen müsse, wohin sich der Saamen des Lichtes und der Wärme aus der ganzen Welt ergießt, also zwar, daß wir nicht nur das Licht und die Wärme der Sonne, sondern das Licht und die Wärme der ganzen Welt empfinden. Hiezu kömmt noch, daß vielleicht die Sonne die benachbarte Luft entzündet, und manche unsichtbare Feuertheilchen um die Sonne herum sich befinden, wodurch diese Maaße des Lichtes und der Wärme hervorgebracht wird. —

in einem Monate die Laufbahn vollendet, zu welcher die Sonne die lange Dauer eines Jahres brauchet. Kann seyn, daß es auf die nämliche Art geschieht, welche Demokritus angegeben hat; er, den ich mit herzlicher Verehrung nenne, war der Meinung, daß diejenigen Gestirne, die nicht in allzugrosser Entfernung von der Erde abstehen, von der schnellen Gewalt des Himmels nicht so geschwinde können fortgerissen werden. Denn es ist gewiß, daß seine Kraft hienieden geschwächt, oder ausser alle Thätigkeit gesetzet wird. Und aus diesem Grunde, scheinet es, wird die Sonne nach und nach von den rückgebliebenen Zeichen erreichet, weil sie näher an die Erde gränzet, als sie. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit dem Monde: Je näher sein Lauf an der Erde streichet, und von der Höhe des Himmels sich entfernet, desto weniger wird ihm erlaubet seyn, mit den schnelleren Zeichen gleichen Schritt zu halten. Denke dir noch den Umstand hinzu, daß es darum, weil der Mond nach Maaßgebung

der weiteren Entfernung vom Himmel nicht so schnell herumgedreht wird, als die Sonne, den verschiedenen Zeichen um so viel leichter wird, ihn auf seinem Wege einzuholen, um ihn zu schweben, und endlich gar den Vorsprung zu gewinnen. Hiedurch geschieht es, daß uns der Mond in kürzerer Zeit durch die mancherley Zeichen zu wandern scheinet, weil es, wie du nun gesehen hast, kein Zweifel mehr ist, daß sie ihm mit schnellerer Eile das Ziel abzulaufen sich bemühen.

Es kann sich wohl auch treffen, daß die Luft zu gewissen Zeiten abwechsele, und bald von dieser Seite der Welt, bald von jener herwehe, wodurch es denn bewirket würde, daß die Sonne aus ihrem Gleise gerissen, und aus den Gefilden des Sommers in die winterlichen Gegenden, in die Heimath des starren Frostes hinabgestossen würde. Der nämliche Wechsel könnte sie wieder aus der kalten Nacht des Winters in die schimmernden Zeichen des Sommers zurücke bringen. Diese

Meinung findet auch bey dem Monde Statt. Sowohl ihm, als den übrigen Gestirnen, welche den grossen Kreislauf des Jahres mitmachen, kann die wechselnde Luft von einem Ende der Welt zum andern, und wieder zurücke mit ihrem Odem helfen. Etwas ähnliches sehen wir an den Wolken, welche verschiedene Winde durch einander jagen, bald auf diese, bald auf jene Seite treiben, und die untersten zu den obersten machen. Geschieht aber dieses, wie nicht geläugnet werden kann, so muß man auch zugeben, daß die Gestirne durch den weiten Raum des Himmels hin und her gewirbelt werden können.

Die Nacht verhüllt die Erde mit undurchdringlicher Finsterniß, entweder weil die Sonne den äussersten Rand ihrer Laufbahn erreichet, und den letzten Funken ihres Feuers, das der lange Weg, und die beständige Dazwischenkunft der Luft geschwächet, verstreuet hat. Oder weil sie die nämliche Gewalt, die ihren Lauf hoch über die Erde beförderte,

sie nun zwinget, auch unter derselben ihre Reise fortzusetzen.

Aber zur bestimmten Zeit führet der Morgenstern die rosebegränzte Göttinn der Frühe mit sanfter Hand auf die Bahn des Himmels, und zündet ihre Fackel an. Wie das? Vielleicht, weil die Sonne auf ihrer Wiederkehr aus dem Schooße der Erde den ersten Versuch machet, den Himmel mit ihren Strahlen zu beleuchten, oder weil die Feuerfunken und die häufigen Saamentheilchen der Hitze gewohnt sind, zur bestimmten Zeit an einem Orte zusammenzutreffen, wodurch sonder Unterlaß das neue Licht der Sonne gebildet wird. Du weißt, daß man von den idäischen Gebirgen erzählet, daß beym Aufgange der Sonne zerstreute Feuerfunken auf ihren Gipfeln gesehen werden, deren Zusammenfluß eine Kugel zu machen pflege. (a)

(a) Ehe die Sonne aufgehet, erhellet ein gewisser Schimmer, den man die Morgenröthe nennet, den

Indeß mußt du dich eben nicht verwundern, daß diese Saamentheilchen des Feuers den Augenblick ihrer Zusammenkunft mit solcher Genauigkeit beobachten, und den Glanz der Sonne wieder herstellen können. Denn du würdest dich über mehrere Dinge verwundern müssen, von denen dir der Augenschein beweiset, daß sie ihre Zeit eben so genau beobachten. Die Bäume grünen zur bestimmten Zeit, und lassen ihre Blätter wieder zur gesetzten Zeit fallen. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit uns. Eine gewisse Stuffe des

Alters

---

den Himmel, weil die Sonne auf ihrer unterirdischen Reise vom Niedergange zum Aufgange gewisse Strahlen vorausschicket, die ihre nahe Ankunft verkündigen; oder weil die Feuertheilchen, die sie auf der gestrigen Reise verstreuet hatte, sich daselbst versammeln, und bevor sie die Sonnenscheibe vollendet, oder angezündet haben, den Himmel mit schwachem Lichte bestrahlen. Wen aber die Beständigkeit dieses Zusammenflusses der Feuertheilchen befremdet, der beliebe zu überlegen, daß sich das nämliche bey vielen andern Dingen auch finde.

Alters beraubet unsern Mund der Zähne, eine andere bekleidet den unbärtigen Jüngling mit weichen Pflaumen, und nicht lange, so wird des Mannes Zierde, der Bart, seine Wangen beschatten. Der Blitz, der Schnee, der Regen, Ungewitter und Stürme sind an ihre Jahreszeiten gebunden. Denn alles richtet sich nach der ersten Vorschrift, die es beym Anfange erhalten hat, und der Gang, den die Dinge beym Ursprunge der Welt genommen haben, wurde für die Folge zum unverbrüchlichen Gesetze.

Die Tage verlängern sich, und die Nächte schrumpfen zusammen; bald darauf geschieht gerade das Widerspiel, die Dunkelheit bekömmt einen Zuwachs, und die Dauer des Lichtes wird verkürzet. Entweder, es läßt sich hievon gar kein Grund angeben, oder es ist folgender: weil die Sonne auf ihrem Wege über oder unter der Erde die Mittelstrasse nicht beobachtet, und ihren Kreis in ungleiche Theile scheidet. Hiedurch wird sie

in die Nothwendigkeit gesetzet, das, was sie von einer Seite wegnimmt, der andern beyzulegen, bis sie das Zeichen des Thierkreises erreichet, wo Licht und Schatten sich das Gleichgewicht halten. Denn nach Maaßgebung der Lage des ganzen Thierkreises, in welchem die Sonne den Umlauf des Jahres bewirket, indem sie sowohl den Himmel als die Erde mit schrägen Strahlen beleuchtet, enthält dieses eben keinen Widerspruch, wie diejenigen erklären, die den Himmel mit ordentlichen Zeichen unterschieden haben.

Hiezu kömmt noch, daß in gewissen Gegenden auch wohl die dickere Luft Ursache seyn mag, warum der zitternde Schimmer der Sonne sich unter der Erde verweilet, und keinen Ausgang finden, und in die Höhe steigen kann. Darum sind im Winter die Nächte von solcher Dauer; und dieß ist es, was das glänzende Licht des Tages so lange zurückehält.

Kann aber auch seyn, daß die Feuerfunken, von denen die pünktliche Erscheinung

des Saamenkörpers abhängt, zu gewissen Zeiten des Jahres früher oder später zusammenzufliessen pflegen.

Es ist nichts unmögliches, daß der Mond von dem Wiederscheine der Sonne seinen Glanz borget, und nach dem Maasse, als er sich aus ihrem Kreise entfernet, an der Grösse zunimmt, bis er, ihr gegenüber, in völliger Gestalt erscheinet, und bey seinem Aufgange ihren Untergang mit anschauet. Von der allmähligen Abnahme des Mondes läßt sich wieder kein anderer Grund angeben, als die Nähe, in die er wieder auf der andern Seite des Thierkreises gegen die Sonne rücket. Diese Muthmassung haben wir denenjenigen zu danken, welche sich den Mond als einen Ball vorstellen, und glauben, daß er seinen Lauf unter der Sonne nehme: und ich kann nicht umhin, ihnen meinen Beyfall zu schenken. (a) Kann

(a) In Ansehung des Mondes, wenn er seinen Schimmer von der Sonne entlehnet, und seinen Weg

Kann aber auch seyn, daß der Mond seinen eigenen Schimmer umherstreue, und den Grund seiner Veränderlichkeit in sich selbst enthalte. Denn es mag wohl seyn, daß er einen andern Körper mit sich herumschleppe, dessen

---

Weg unter ihr vollziehet, wenn wir annehmen, daß er einer Kugel gleichet, so müssen wir es mit jenen halten, die seine Veränderung der verschiedenen Beleuchtung der Sonne zuschreiben, und glauben, daß er seine Gestalt ändere, nachdem er sich mehr oder weniger von der Sonne entfernet. Borget er aber seinen Glanz nicht, so können wir uns einen andern Körper denken, der, alles Glanzes beraubet, sich mit dem Monde herumdrehet, und seinen Schimmer sich nicht ergiessen läßt. Oder wir können uns die Scheibe des Mondes so vorstellen, als ob sie nur zur Helfte beleuchtet wäre. Nothwendig wird er uns alsdenn bald so, bald anders erscheinen müssen, nachdem er sich entweder so oder anders wendet. Diejenigen, denen alles dieses kein Genüge leistet, behalten die Freyheit, sich eine Menge von Mondlichtern zu denken, die alle Tage entstehen, und wieder vergehen. Beyspiele von andern Dingen beweisen, daß dieses eben keine Unmöglichkeit wäre.

dessen verschiedene Zwischenläufe den völligen Ausfluß seiner Strahlen verhindern. Sehen können wir diesen Körper nicht, weil er nicht beleuchtet ist. Vielleicht aber kömmt es bloß auf seine Bewegung an. Gesetzt er stellte einen Ballen vor, dessen halber Kreis mit hellem Schimmer begossen wäre? würde sich die Verschiedenheit seiner Gestalten nicht völlig aus jeder Wendung erklären lassen, die er nach und nach genommen, bis er uns endlich ganz allein den Theil zuwendete, von dem wir gesagt haben, daß er mit hellem Schimmer prange? Hierauf erfolgten wieder allmählig diejenigen Wendungen, durch welche wir jenen Anblick verlieren, und ihn wieder in einer andern Gestalt sehen. Mit dieser Meinung glauben die Chaldäischen Weisen die Behauptung der Astrologen ausser Achtung zu bringen. Allein es konnte wohl seyn, daß beyde sich irren, und ich getraue mir nicht zu entscheiden, auf welcher Seite das grössere Recht sey, ob dort oder hier?

Ob aber nicht immer ein neuer Mond hervorgebracht werden könne, der eben diese Mannichfaltigkeit der Gestalten, eben diese Beschaffenheit hätte; ob er nicht alle Tage vergehen, und ein anderer an seine Stelle gesetzet werden könne? Das, lieber Freund, hat seine Schwierigkeiten. Die Vernunft thut hierüber keinen Ausspruch, und die Beredsamkeit muß verstummen. Man sieht ja, daß manches andere zu seiner Zeit das nämliche Schicksal habe. Der Frühling eröfnet den Zug, ihn begleitet die Venus, ihr Bothschafter, der geflügelte Zephir, hüpfet vor ihren Schritten her. Die Blumengöttinn streuet auf ihre Wege die prächtigsten Farben, und erfüllet alles umher mit wohlriechenden Düften. Hierauf folget die trockene Hitze, und ihre Begleiterinn, die bestäubte Erndtegöttinn, mit einem Gefolge von Ungewittern. Nicht lange, so tritt der Herbst herein, an seiner Hand taumelt der fröhliche Bachus daher, und neue Gestalten von Winden und Wettern schliessen den Zug, den Donner und

Blitze beunruhigen. Endlich schleppet der Winter das Schneegestöber und den trägen Frost herbey. Kalte Schauer und zähneklappernde Fieber begleiten ihn. Was Wunder also, wenn auch der Mond zu gewissen Zeiten hervorgebracht, und wieder vertilget wird, da wir doch nicht läugnen können, daß so manches andere die Reihe treffe, zur bestimmten Zeit bewirket zu werden?

Auch können die Finsternisse der Sonne und des Mondes aus verschiedenen Ursachen erkläret werden. Denn kann der Mond dadurch, daß er seine finstere Scheibe den Strahlen der Sonne entgegen stellet, die Erde des glänzenden Genusses der Sonne berauben, so wäre es wohl Thorheit, nicht glauben zu wollen, daß dieses auch jeder andere Körper, dessen Eigenschaft die Dunkelheit ist, zu thun im Stande sey. Ich wüßte auch nicht, warum es nicht möglich seyn könnte, daß sich die Strahlen der Sonne erschöpfen, und nach einiger Zeit wieder erholen. Ist es etwa

nicht wahrscheinlich, daß sie auf ihrer Reise in solche Gegenden kommen könne, die den Flammen eben nicht sehr günstig sind, und also wohl das Ihrige beyzutragen vermögen, den Glanz der Sonne zu stumpfen? Warum sollte der Erde die Gewalt zukommen, den Mond seines Lichtes zu berauben, und sich gegen den Ausfluß der Sonne zu lagern, ohne zugleich einem andern Gegenstande zu Freyheit zu gestatten, sich zwischen den Mond und die Sonne einzuschieben, und hiedurch zu verhindern, daß der verbreitete Schimmer auf halbem Wege verlösche? Gesetzt aber auch, der Mond glänze mit eigenem Schimmer, so sehe ich gleichwohl nicht ein, warum er nicht in gewissen Gegenden verdunkelt werden könnte, wenn sie so beschaffen sind, daß sie mit dem Feuer in Zwietracht stehen. (a)

Da

(a) Die Sonne wird verfinstert, wann entweder der Mond oder ein anderer dunkler Körper ihre Strahlen auffängt, und hiedurch verhindert, daß sie sich nicht auf die Erde herab ergiessen können.

Gleiche

Da ich dir denn gezeiget habe, wie alles in dem grossen Ganzen des Weltgebäudes das geworden ist, was es uns zu seyn scheinet: da ich dir die Gründe entdecket habe, aus welchen sich der Lauf der Sonne und des Mondes erklären läßt; da du die Ursachen kennest, die sie in Bewegung setzen, ihre Lichter verdunkeln, und die Erde mit überraschender Finsterniß bedecken, woraus man beynahe versucht wäre zu schliessen, daß sie ihre Augen auf eine Weile zublinken, dann wieder eröfnen, und alles mit frischem Schimmer erhellen. Wie gesagt, da ich dieß alles vollendet habe; so kehre ich zur Neuheit der Welt zurück, und untersuche, was der weiche Schooß der Erde

vor

Gleiche Bewandtniß hat es auch mit dem Monde. Er wird verfinstert, wenn sich der Schatten der Erde, oder irgend eines andern dunkeln Körpers zwischen ihn und die Sonne lagert. Oder es kann wohl auch seyn, daß der Mond und die Sonne ermatten, und gleichfalls eine Ohnmacht zu bestehen haben, wenn es sich unglücklicher Weise trift, daß sie auf ihrer Reise in solche Gegenden kommen, die alles Feuer hassen.

vor allen Dingen zum Vorscheine gebracht, was er den ungewissen Lüften zuerst anvertrauet habe.

Nach meiner Meinung hat sie den Anfang mit den verschiedenen Kräutern gemacht, und die Hügel mit grünen Teppichen bekleidet. Alle Fluren und Wiesen erhob der bunte Schmelz der Farben, und die Bäume erhielten die Freyheit, in schlanker Höhe den Lüften entgegen zu wachsen. Wie der Leib der jungen Vögel mit Pflaumen, und die Glieder der vierfüßigen Thiere mit weichen Haaren bedecket werden, so hat die neugebohrne Erde auch die Kräuter und grünen Gesträuche zuerst hervorgetrieben. Hierauf entstanden die verschiedenen Geschlechter der Thiere auf verschiedene Weise. Denn glaube nur nicht, daß sie vom Himmel gefallen, oder aus den gesalzenen Fluten des Meeres herausgekrochen seyn. Wie sollten sie auch, da sie doch bestimmet sind, auf und von der Erde zu leben? Hieraus siehst du, daß der Erde mit allem

Rechte der Name der Mutter gebühret, weil es doch kein Zweifel ist, daß alles aus ihr seinen Ursprung habe Wie manche Thiere werden auch itzt noch in ihrem Schoosse durch den Regen und die warme Sonnenhitze gebildet! Daß uns also nicht Wunder nehmen darf, wenn damals, in dem jugendlichen Alter der Erde, in der blühendsten Zeit des Himmels eine grössere Anzahl derselben hervorgebracht wurden, und wenn sie die gegenwärtigen weit überragten.

Anfangs verliessen die bunten Schaaren der Vögel ihre Eyerchen, von dem lauen Odem des Frühlings ausgebrütet. Wie wir noch sehen, daß die glatten Heuschrecken im Sommer ihren Balg abstreifen, und ihre Nahrung suchen. Dann erst ließ es die Erde ihre Sorge seyn, das menschliche Geschlecht zur Wirklichkeit zu bringen. Denn an gehöriger Feuchtigkeit und Wärme litt sie keinen Mangel. Hieraus erwuchsen in solchen Orten, die dieser Bestimmung nicht zuwider waren, ver-

schiedene Höhlen, dem Schöosse der Mutter ähnlich, worinn die Frucht ihre erste Bildung erhielt. Doch sobald die Zeit ihrer Reife herankam, eröfneten sich diese Höhlen, die überflüßige Feuchtigkeit der Kinder wurde weggesogen, sie fiengen an, die frische Luft einzuathmen, und dann machte die Natur die Anstalt, daß die Höhlen der Erde gerade die Richtung nahmen, welche die geschickteste war, den milchähnlichen Saft in die offenen Adern der Kinder zu strömen. Nicht anders, als wie die Weiber itzt, nach der Geburt, mit süsser Milch erfüllet werden, weil sich der ganze Vorrath dieser Nahrung in ihre Brüste dränget. Die Erde reichte den Kindern die nöthige Speise, die warmen Düfte vertraten die Stelle der Kleider, das Gras, mit weichem Mooße vermischt, war der Polster, worauf sie ruheten.

Die neugebohrne Welt erstarrte von übermäßiger Kälte nicht, wurde von heftiger Hitze nicht beunruhiget, und die Winde braußten

ten nicht mit verheerenden Flüg'ln daher. Denn alles dieses wächst nach und nach, und nichts erscheinet gleich im ersten Augenblicke in seiner vollen Kraft. Ich wiederhole es also: der Erde gebührt der Name der Mutter mit allem Rechte, weil sie das menschliche Geschlecht hervorgebracht, und von einer Zeit zur andern alle Gattungen der Thiere, die in den unzugänglichsten Gebirgen herumirren, alle Arten der Vögel, die in den Lüften herumschweben, und so mannichfaltige Gestalten zeigen, ins Leben gerufen hat. (a)

Weil sie doch aber auch ein Ende mit ihrer Geburt machen mußte, so hörte sie auf,

(a) Wie konnten sie aber Kälte und Hitze ertragen? wie war es möglich, daß sie leben, oder auch nur gebohren werden konnten, da sie von der Sonne verbrannt, oder von dem rauhen Froste in starres Eis verwandelt werden mußten? Auch dafür hat unser Dichter gesorgt. Zu Anfange der Welt gab es keinen Winter, keinen Sommer, nur einen beständigen Frühling.

wie jedes Weib, das ihre Stufenjahre der Fähigkeit, Mutter zu werden, beraubet haben. Denn es ist nicht zu läugnen, daß die lange Dauer die Beschaffenheit der ganzen Welt verändert. Ein Zustand wechselt mit dem andern ab, und es ist kein Ding zu finden, das immer das nämliche bliebe. Alles ist Verwandlung, alles wird von der Natur in die Nothwendigkeit gesetzet, sich selbst zu zerstören. Dieses fängt an zu modern, und schwanket, von langer Zeit entkräftet, hin und her. Ein anderes gestaltet sich, und tritt aus dem verächtlichen Nichtseyn heraus. Du mußt dir also vorstellen, daß die lange Dauer die Beschaffenheit der ganzen Welt verändert, und die Zustände der Erde mit einander abwechseln. Kaum hatte sie dieses vermocht, nun ist es nicht mehr in ihrer Gewalt, dafür aber geräth ihr was anderes, woran sie sich ehedem vergebens würde erschöpfet haben. (a)

Doch

(a) Warum geschieht denn aber itzt von dem allen nichts? Weil sich die Zeiten ändern, und die

Erde

Doch gefiel es der Erde, ihre Schöpfungskraft ehedem auch in Ungeheuern von wunderlicher Gestalt zu äussern. Ein Theil war seiner Füsse beraubet, ein anderer seiner Hände. Viele hatten keinen Mund, viele sahen keinen Stich. Einigen waren ihre Glieder hart an den Leib gefesselt, daß sie nicht im Stande waren, die geringste Verrichtung zu übernehmen, oder nur einen Schritt von der Stelle zu thun. Sie konnten keine Gefahr ausbeugen, und ihre Begierde nach diesem oder jenem Genusse nicht stillen. Was es aber auch mit diesen Ungeheuern für eine Bewandtniß haben mochte, so hat doch die Erde ihre Absicht damit nicht erreichet. Denn die Natur verboth ihre Fortpflanzung. Sie konnten zur verlangten Reife ihres Alters

Erde aufgehöret hat, neue Geburten in die Welt zu setzen. Was Wunder auch! die Welt ist schon alt, wird bald von der Hitze, bald von der Kälte geplagt, hat mit andern Ungemächlichkeiten zu ringen, ihre Fruchtbarkeit mußte endlich zerstöret werden.

nicht gelangen. Denn ihnen war das Vermögen versagt, nach ihrer Nahrung herumzuwandeln; auch konnten sie sich in enge Liebesknoten nicht vereinigen. Denn wir wissen, daß gar manches dazu gehöret, um sein Geschlecht auf irgend eine Weise fortpflanzen zu können. Man muß gedeihliche Speisen geniessen, einen Vorrath an Saamen in seinen Gliedern haben, der sich in dem Augenblicke, da uns die Wollust aufzulösen scheinet, ergiesse. Damit das Weibchen mit einem Manne sich vermischen könne, so muß es ihr an der Hauptbedingung nicht fehlen, sie muß den Kelch besitzen, aus welchem sich für beyde der süsse Trank der Liebe schlürfen lasse.

Auch ist es kein Zweifel, daß auch so noch manche Geschlechter der Thiere zu Grunde gegangen seyn werden, ehe sie Zeit hatten, auf die gewöhnliche Weise für eine Nachkommenschaft zu sorgen. Denn alle die, von welchen du siehst, daß sie mit uns zugleich den Erdball bewohnen, hat entweder ihre List,

oder

oder ihr Muth, oder ihre Behendigkeit bis itzt noch vom Untergange gerettet. Viele gereichen uns zu solchem Nutzen, daß wir uns ein ernstliches Geschäfte daraus machen, ihre Fortpflanzung zu vermehren. Das muthige Geschlecht der Löwen, und alle von dieser Gattung haben ihren Schutz ihrer Tapferkeit zu verdanken. Die Füchse fanden ihre Rettung in der List, die Hirschen in der Flucht. Aber das getreue Gezücht der leichtschlummernden Hunde, die wolletragenden Heerden, Ochsen und Kühe wurden der Aufsicht des Menschen überlassen. Denn ihre Furchtsamkeit hieß sie die Raubthiere fliehen, und sich dahin begeben, wo sie in friedlicher Ruhe die freywillige Nahrung geniessen könnten, die wir ihnen wegen der Vortheile, die sie uns gewähren, zum Lohne geben. Denen aber von allen diesen nichts zu statten kömmt, und die so beschaffen sind, daß sie sich weder selbst vertheidigen, noch uns irgend einen Nutzen verschaffen können, wofür wir ihnen unsern Schutz hinwiederum angedeihen lassen würden,

 die-

diese scheinen von allen Seiten dazu bestimmet gewesen zu seyn, anderen zur Beute zu dienen, bis endlich das ganze Geschlecht aufgefressen war.

Aber es ist gar keine Frage, ob es jemals einen Centaur gegeben habe. Nie wird es möglich seyn, daß irgend ein Ding zum Vorscheine komme, das zwey Gattungen in sich vereinige, zwey verschiedene Leiber habe, und Glieder von entgegengesetzten Eigenschaften besitze, die niemals zu einem Zwecke übereinstimmen würden. Ich glaube, man brauchet eben keinen ausserordentlichen Kopf zu haben, um das Widersprechende hiebey zu erkennen.

Man überlege nur: nach Verlauf von drey Jahren stehet das muthige Pferd in seiner Herrlichkeit da. Kann man dieses auch vom Menschen behaupten? Wie viele schreyen in diesem Alter noch um die Brust ihrer Mutter! Erst, wann das abgelebte Pferd seine

Kräfte verloren, und Mühe hat, sich auf seinen wankenden Beinen zu erhalten, aus denen das Mark des Lebens gewichen ist, fängt das blühende Jugendalter des Menschen an, und weiche Pflaumen beschatten seine Wangen. Hieraus, hoffe ich, wirst du dir eine Warnung nehmen, nicht etwa zu glauben, daß der Centaur gar wohl aus einem Menschen und Pferde zusammengesetzet seyn könne. Das nämliche gilt auch von den Scyllen, von denen es heißt, daß ihre Wassergestalten mit wüthigen Hunden behangen seyn. Mit einem Worte, von allen übrigen Ungeheuern dieser Art, deren Glieder in ewiger Zwietracht unter einander stehen, daß sie weder zur nämlichen Zeit reifen, und ihre völlige Stärke erlangen, noch mit einander im Alter wieder abnehmen. Sie geniessen die Wollust nicht auf die nämliche Art, haben nicht gleiche Bedürfnisse, und was einem Theile behaget, erwecket in dem andern unangenehme Empfindungen. Man weiß, daß der Schirling den Ziegen zur gedeihlichsten Nahrung gereichet, und doch ist

kein Gift dem Menschen so schädlich, wie eben dieses. Da denn aber das Feuer die Eingeweide der Löwen mit gleichem Grimme verzehret, wie die Eingeweide jedes andern Thieres, das von der Erde seine Nahrung ziehet, so kann ich nicht begreifen, wie man den Einfall haben konnte, eine Chimäre für wirklich zu halten, deren oberer Theil einen Löwen, der unterste einen Drachen, und der mittlere einen offenen Rachen vorstellet, der ohne Unterlaß ganze Ströme von Flammen ausspeiet.

Diejenigen also, welche sich einbilden, daß die Erde in ihrer ersten Jugend solche Ungeheuer habe hervorbringen können, und keinen andern Grund dazu haben, als den eiteln Vorwand der Neuheit, und Unerfahrenheit, können noch weiter gehen, und unzählige andere Träumereyen auf gleiche Art aushecken. Sie können behaupten, daß das Gold in Strömen durch alle Länder der Erde floß, und kostbares Edelgestein auf allen Stauden blühete:

Sie können uns bereden wollen, daß der Mensch mit solchen Gliedern versehen war, daß er ohne Gefahr durch die tiefen Meere waten, und mit seinen Händen den Himmel um sich her drehen konnte. Daraus, daß zu der Zeit, da die Erde den Anfang machte, die verschiedenen Gattungen der Thiere hervorzubringen, eine Menge von Saamenstäubchen aller Arten vorhanden gewesen sey, läßt sich nicht folgern, daß sich die Gattungen unter einander vermischen, und ihre Glieder tauschen konnten. Denn der Augenschein belehret uns, daß die verschiedenen Arten der Kräuter, der Gesträuche, und der Saaten, die noch immer in grosser Anzahl hervorwachsen, sich unter einander nicht verwirren können. Jedes hält seinen Gang für sich, und alle behaupten den Unterschied unter einander, der ihnen vom Anfange her zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht wurde.

Wahr ist es, das menschliche Geschlecht war damals, als es noch auf den Feldern herumirrte, rauher, wie es Leuten ziemte, die

aus der rauhen Erde entsprossen waren. Es hatte grössere und festere Gebeine, und starke Nerven schlangen sich um das innere Gebäude herum. Weder Hitze, noch Kälte war im Stande, ihnen so leicht zu schaden, und ungewöhnliche Speisen, oder sonst ein Gebrechen des Leibes hatte keine so gefährliche Folgen für sie. Die Sonne vollendete ihren Kreislauf um die Welt unzählige Male, und noch waren sie nicht müde, ein herumirrendes Leben, wie die Thiere, zu führen. Da gab es noch keinen, der sich darauf verstanden hätte, mit nervichter Faust den Pflug zu lenken, oder das Feld umzugraben. Niemand vertraute der Erde einen Zweig, oder nahm sich die Mühe, die hohen Bäume von den dürren Aesten zu reinigen. Was die Sonne, was der Regen heraustrieb, was die Erde ungebeten erzeugte, reichte für ihre Genügsamkeit hin. Unter den Eichbäumen thaten sie sich meistentheils gütlich; im Winter reiften auch verschiedene Früchte für sie, grösser und häufiger, als wir sie in unsern Tagen

sehen.

sehen. Und es läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das blühende Alter der Welt auch andere Nahrung für die armen Sterblichen werde hervorgebracht haben. (a)

Rieselnde Bäche und spiegelnde Quellen luden sie ein, ihren Durst zu löschen. Wie noch der laute Wasserfall in hohen Gebirgen das

(a) Die ersten Menschen sollen nach der Meinung unsers Dichters von stärkerer Beschaffenheit gewesen seyn; denn sie waren Söhne der Erde, und behielten die ursprüngliche Härte ihrer Mutter. Daher wurden sie von keiner Krankheit befallen, und lebten viel länger, als wir. Niemand baute das Feld. Sie stillten ihren Hunger mit Eicheln, Waldäpfeln und anderen Früchten. Ihren Durst löschten sie aus den Flüssen. Sie hatten keine Kleider, keine Hüten. Bäume, Höhlen und Gesträuche waren ihre einzige Zuflucht wider Regen und Wind. Sie machten keine Gesellschaft aus. Beobachteten keine Gesetze, und lebten von der Beute. Ihre Weiber mußten einem jeden herhalten. Gewalt, oder Geschenke von Eicheln und dergleichen, waren die Mittel, ihre Gefälligkeiten zu erhalten.

das durstige Gewild aus allen Gegenden zusammenrufet. Bey der Nacht versammelten sie sich in die Grotten der Nymphen, aus denen schlüpfrige Wasser sich über die feuchten Felsen, mit grünem Moose bedecket, ergossen, kleine Teiche bildeten, oder über das freye Feld hinströmten.

Noch verstanden sie sich nicht darauf, irgend etwas am Feuer zu braten; der Gebrauch der Felle war ihnen völlig unbekannt, und es fiel ihnen nicht ein, sich mit der Beute der wilden Thiere zu schmücken. Sie verkrochen sich in Wälder und Haine und finstere Höhlen der Berge. Sie wichen den rauhen Anfällen der Winde, den Ungemächlichkeiten des Regens unter Stauden und Hecken aus, in welche sie ihre schmutzigen Glieder hingossen. Noch zweckten ihre Bemühungen auf kein allgemeines Wohl ab. Noch gab es kein Herkommen unter ihnen, sie wußten sich nach keiner Vorschrift der Gesetze zu richten. Die Beute, die jedem das Glück in die Hand spielte,

war das Gut des Einzelnen. Jeder brauchte seine Kräfte für sich allein, und hatte keinen Begrif von einem Leben, das andern zum Nutzen gereichen sollte. Venus vermischte die Liebenden in den Wäldern mit einander. Sie kannten keinen andern Liebreiz, als die gemeinschaftliche Begierde. Diese machte das Mädchen gefällig gegen den Mann; oder sie gab auch seiner Stärke nach, oder ließ sich von seinen Geschenken erweichen; von Eicheln, Holzbirnen und dergleichen.

Stolz auf die Nerven ihrer Hände, und die Behendigkeit ihrer Füsse verfolgten sie die wilden Thiere mit schnellen Steinwürfen, oder mit dem schweren Gewichte der Keule. Viele besiegten sie, manchen aber mußten sie unter dichte Gesträuche ausweichen, überraschte sie die Nacht, so warfen sie, den wilden Schweinen gleich, ihre nackten Glieder auf den Boden hin, und wühlten sich in einen Haufen von Blättern und Zweigen ein. Die Furcht trieb sie nicht an, die Sonne mit grossem

Ge-

Geheule auf den Feldern umher zu suchen, sondern in süssen Schlummer aufgelöset erwarteten sie die Stunde ruhig, da sie mit ihrer Fackel den Himmel wieder erhellen würde. Denn das erfuhren sie von ihrer Kindheit an, daß Licht und Finsterniß mit einander wechselten, und sich so ziemlich das Gleichgewicht hielten. Warum sollten sie sich also darüber verwundern? oder aus welcher Quelle sollte das Mistrauen in ihnen kommen, daß die Fackel der Sonne für immer erloschen sey, und ewige Nacht sich in den Besitz der Erde gesetzet habe. (a)

Das

(a) Womit brachten denn aber die ersten Menschen ihre Tage zu? Sie verfolgten die wilden Thiere mit Steinen und ähnlichen Waffen, und wenn sie sich dadurch ermüdet hatten, so warfen sie sich auf den Boden hin, gruben sich in dürre Blätter ein, und verschnarchten dio ganze Nacht in unbekümmerter Sicherheit. Denn was hätten sie fürchten sollen? etwa dieses, daß die Sonne nicht wieder erscheinen, und ewige Finsterniß den Erdball bedecken werde? Gewiß nicht. Denn sie wußten

Das einzige, was sie beunruhigte, waren die wilden Thiere, die sie oft in ihrem Schlummer störten. Sie flohen bey der Ankunft eines borstigen Schweines, oder eines mächtigen Löwens aus ihren Höhlen, und über-

---

wußten es zu wohl, daß Tag und Nacht mit einander wechseln. Indeß muß man doch nicht glauben, daß sie gar von aller Ungemächlichkeit frey gewesen seyn. Oft, da sie am besten schliefen, wurden sie von den wilden Thieren überfallen. Hierauf erfolgte entweder ein geschwinder Tod, oder marternde Wunden, die sie langsam aufrieben. Sie kannten noch keine heilende Kräuter. Viele raffte der Hunger dahin. Die meisten hatten ihren Untergang den schädlichen Kräutern zu verdanken, die sie unwissend assen. Fraget man aber, wie es gekommen, daß auf diese Art nicht das ganze menschliche Geschlecht ausgerottet wurde, so muß man bedenken; daß die wilden Thiere nur einzelne Menschen, nicht ganze Truppen auf einmal verschlungen haben. Das nämliche gilt von den schädlichen Kräutern, und anderen Uibeln, mit denen sie zu ringen hatten. Sie kommen gewiß gegen die Menge, die zu unsern Zeiten an einem Tage durch den Krieg, durch Gift und Ausschweifungen hingerissen werden, in keine Betrachtung.

liessen den fürchterlichen Gästen in der ungelegensten Stunde der Nacht ihr Lager von grünen Zweigen.

Indeß kann man doch nicht sagen, daß damals eine grössere Anzahl von Menschen den Rachen des Todes gefüllet habe. Denn sie wurden doch nur einzeln von den wilden Thieren zerrissen, einzeln dienten sie ihnen zur lebendigen Speise, und es war oft nur ein einziger, der Berge und Thäler und Wälder mit seinem Geheule erfüllte, wenn er sah, daß seine Glieder in ein lebendiges Grab versenket wurden. Gelang es aber auch einigen, mit angefressenem Leibe zu entrinnen, so fuhren sie mit zitternden Händen über die eiternden Geschwäre hin, und riefen mit schrecklichen Tönen den säumenden Tod, und dieß so lange, bis sie, von aller Hilfe entblößt, ohne die mindeste Einsicht in die Wundarzneykunst, von den grausamen Maden des Lebens beraubet wurden.

Bey dem allen aber wurden sie nicht zu Tausenden mit wehenden Fahnen auf das Schlachtfeld geführt, und in der kurzen Zeit eines Tages aufgerieben. Die wüthenden Wogen des Meeres zerschlugen keine Flotten an hervorragenden Felsen, und ersäuften keine Schiffer, sondern die Wasser zürnten umsonst mit siedenden Wellen, und legten ihren Grimm, den niemand fürchtete, bald wieder ab. Die schmeichelnde Falschheit der lachenden Fläche des Meeres vermochte keinem Menschen einen Betrug zu spielen. Die tollkühne Schifkunst lag damals noch im Staube. Damals überlieferte der Mangel an Nahrung die schmachtenden Sterblichen den Armen des Todes; itziger Zeit ersticken sie im Uiberflusse. Jene bereiteten sich selbst aus Unwissenheit ein tödliches Getränke: diese wissen es mit guter Art andern zu reichen.

Kaum aber hatten sie sich kleine Hütchen erbauet, mit Fellen behangen, und den Gebrauch des Feuers eigen gemacht. Kaum

schmolzen Mann und Weib in eine Gesellschaft zusammen, wodurch ihnen das Glück der ehelichen Liebe bekannt wurde; kaum gewöhnten sie sich an den Anblick der Kinder, die sie selbst gezeugt hatten, so fiengen sie an, geschmeidigere Sitten anzunehmen. Das Feuer hatte die Wirkung, daß sie dadurch entwöhnet wurden, einen höheren Grad der Kälte unter der ausgespannten Decke des Himmels zu ertragen. Die Wollust spannte ihre Nerven ab, und die kleinen Kinder besänftigten durch ihre Schmeicheleyen die rauhen Gesinnungen ihrer Väter. Nun errichteten sie Freundschaft unter einander, und hielten gute Nachbarschaft, liessen einem jeden das Seinige, und fügten sich keine Beleidigungen zu. Dadurch, daß sie sich durch ungebildete Worte und Zeichen zu verstehen gaben, daß der schwächere einen billigen Anspruch auf das Mitleid des stärkern zu machen habe, empfahlen sie die kleinen Kinder und das weibliche Geschlecht dem öffentlichen Schutze. Doch waren noch nicht alle zu solcher Eintracht geneigt. Indeß war

es auch nicht der kleinste Theil, der sich angelegen seyn ließ, die Pflichten der Gesellschaft auf das genaueste zu erfüllen. Oder das menschliche Geschlecht hätte ohne Barmherzigkeit aussterben müssen, und keine Nachkommenschaft hätte hinreichen können, dieses Uibel zu verhindern. (a)

(a) Nun verändert sich die Scene. Wir sehen keine wilde Menschen mehr, die ein unstetes Leben führen. Wir erblicken Leute von sanfter und friedlicher Gemüthsart, Leute, die für das gesellschaftliche Leben eingenommen sind. Es war nicht mehr die laue Witterung, die nach der Entstesiehung der Welt Hitze und Kälte gegen einander abwog, und weder diese noch jene das leidliche Maaß überschreiten ließ. Man fror, und lechzete vor allzugrosser Hitze. Man suchte eine Zuflucht, und baute Häuser. Jeder legte sich ein Weibchen bey, und die Kinder, die sie zusammen erzeugten, entwafneten durch ihre Schmeichelenyen den angebohrnen Trutz. Hierauf lehrte man auch den Gebrauch der Felle wider die unfreundlichen Jahreszeiten; und die Erfindung des Feuers gestaltete sie vollends um. Nun errichteten sie Verträge unter einander, nun schwuren sie sich gegenseitige

Die Natur preßte ihnen bey Gelegenheit verschiedene Töne aus, und das Bedürfniß nöthigte sie, die Gegenstände mit eigenen Namen zu bezeichnen. Gerade wie das Unvermögen der Sprache die kleinen Kinder zwinget, auf alles, was ihnen in die Augen sticht, mit dem Finger zu weisen. Denn glaube mir, jeder fühlet in sich die Kraft, deren er sich zu seiner Zeit bedienen kann. Ehe die Hörner aus der Stirne des Kalbes hervorragen, suchet es sich durch sie zu rächen, und stößt seinen Gegner zurück. Die junge Brut der Löwen wehret sich auch dann schon mit ihren Krallen und Zähnen, ehe sie noch Krallen an ihren Füssen, und Zähne in ihrem Rachen haben. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit den Vögeln. Alle verlässen sich auf ihre

Flü-

---

seitige Unterstützung, enthielten sie sich aller Gewaltthätigkeiten, und mehr brauchte es nicht, das menschliche Geschlecht vom gänzlichen Untergange zu erretten.

Flügeln, und ihnen vertrauen sie ihre Sicherheit an. (a)

Glauben also, daß es damals einer aus der Menge auf sich genommen habe, jedes Ding mit einem Namen zu unterscheiden, und daß die Menschen hiedurch den ersten Grund zur Sprache geleget haben, ist Beleidigung der Vernunft. Denn warum sollte dieser Einzige das Vermögen besessen haben, alles mit

(a) Wie konnten aber die Menschen, die zwar empfinden, aber ihre Empfindungen sich nicht mitzutheilen im Stande waren, Verträge schliessen? Lukrez ist der Meinung, daß die ersten Menschen ihre Kräfte gekannt, und Furcht, Schmerz und Freude durch verschiedene Töne anzudeuten gewußt haben. Hiezu wurden sie von der Natur angeführet. Sehen wir doch, daß die Vögel, die Pferde, die Hunde und alle übrigen Thiere das nämliche thun. Indeß war dieses nur das erste Lallen des Kindes, sie konnten noch keine Gespräche unter einander führen. Sie mußten vorher jedes Ding mit einem eigenen Namen bezeichnen. Dieß geschah, und alle, die zufälligerweise in einer Gesellschaft zusammen lebten, bedienten sich desselben.

Worten zu bezeichnen, und verschiedene Töne zu bilden? Warum sollte man nicht glauben dürfen, daß andere zu anderen Zeiten das nämliche auch im Stande gewesen seyn konnten?

Stiessen nicht alle Menschen ohne Unterschied gewisse Töne aus, so möchte ich wissen, woher sie den Begrif von der Nützlichkeit der Sprache entlehnet haben, und wie der erste Erfinder es angefangen, ihnen seine Meinung zu erklären, damit sie den nämlichen Begrif, den er hatte, bekommen möchten. Oder wie konnte ein Einziger so viele andere zwingen, die Namen, die er den Dingen gab, zu merken, und auf ihre Nachkommenschaft zu bringen? Würde er nicht tauben Ohren geprediget haben? Denn gewiß genug würden sie sich seinen Zumuthungen widersetzt, und allen Ermahnungen mit ungelehrigem Trutze gelohnet haben. Oder ist es wahrscheinlich, daß sie sich ihre Ohren lange mit ungewöhnlichen Tönen haben stumpfen lassen?

Am Ende sehe ich auch gar nicht ein, warum man sich eben verwundern sollte, daß das menschliche Geschlecht die verschiedenen Wirkungen, welche die Gegenstände auf Jeden gemacht hatten, mit verschiedenen Worten angedeutet habe. Wozu die Zunge? wozu die Stimme? wenn es sie nicht zu diesem Gebrauche empfangen hat. Die stummen Thiere, zahme und wilde, pflegen ihre Furcht, ihren Schmerz und ihre Freude durch besondere Töne auszudrücken. Ich hoffe nicht, daß du mich deshalb einer Lüge zeihen wirst. Es liegt am Tage.

Der aufgebrachte Hund, wenn er seinen Rachen öfnet, und seine Zähne bläcket, läßt seinen Koller ganz anders ertönen, als wenn er nun auf das äusserste ergrimmet, und seine Wuth nicht mehr zu verbeissen vermag. Aber wenn er bellet, und mit seinem Geheule die ganze Gegend umher erfüllet: welcher Unterschied! Betrachte sie, wenn sie ihre Jungen mit schmeichelnder Zunge lecken, oder mit

ihren Füssen fortschieben, oder mit aufgesperrtem Munde sich stellen, als ob sie sie beissen wollten, erklingen ihre Schmeicheleyen in diesem Augenblicke nicht viel anders? Was soll ich von dem kläglichen Gewinsel sagen, das sie anstimmen, wenn sie zu Hause eingesperret sind, oder mit gewundenen Leibern den Schlägen zu entwischen suchen?

Unterscheidet sich das Wiehern der Stutten, wann ein wackerer Hengst, von der mächtigen Liebe gespornet, unter sie einbricht, und mit weiten Nasenlöchern zum Zweykampfe schnaubet, nicht von jenem, das sie aus eigenem Triebe zuweilen mit schüttelnden Mähnen erschallen lassen?

Das nämliche gilt auch von den Vögeln, von den Falken, und so weiter bis auf die Taucher, die in den gesalzenen Wassern des Meeres ihre Nahrung suchen. Sie lassen von Zeit zu Zeit ganz verschiedene Laute erklingen, besonders wenn sie sich um einen

Raub

Raub zanken, und hitzige Kämpfe aufführen. Es ist bekannt, daß sie mit der Witterung ihr Geschrey verändern, und oft gräßliche Töne heulen. Wie die berüchtigten Krähen, und Raben, von denen es heißt, daß sie nach einem Regen schreyen, und zuweilen auch Winde herausfodern. Hat es mit diesen Beyspielen seine Richtigkeit, und ist es gewiß, daß sogar die stummen Thiere das Vermögen haben, verschiedene Laute von sich zu geben, so darf man wohl nicht mehr anstehen zu glauben, daß die Menschen um so mehr die Fähigkeit werden besessen haben, die Dinge mit unterschiedlichen Namen zu bezeichnen.

Um deinen Fragen zuvorzukommen, will ich dir nur gleich sagen, daß der Blitz das erste Feuer auf die Erde gebracht habe: Von diesem Ursprunge rühret alles her, was wir von Flammen um uns erblicken. Denn wir sehen viele Gegenstände, von himmlischen Funken entzündet, glänzen, wenn es sich trift, daß sich von oben so was herunterstürzet.

Wahr ist es, man hat auch die Erfahrung, daß die Aeste benachbarter Bäume, wenn sie der Wind in einander verschränket, und hin und her beweget, sich durch ihre Reibung so erhitzen, daß helle Feuerfunken aus ihnen brechen. Und es ist gar nichts ungewöhnliches, daß eine Brunst entstehet, wann sich die Aeste und Stämme der Bäume an einander zerreiben. Es kann also wohl seyn, daß die Menschen auch hiedurch das Feuer kennen lernten. (a)

Die Sonne lehrte sie, ihre Speisen kochen, und durch das Feuer mildern. Denn sie konnten auf ihren Feldern die Beobachtung machen, daß manche Früchte durch den warmen

(a) Oben that der Dichter Meldung vom Feuer. Hier lehret er, daß es entweder durch den Blitz auf die Erde gekommen, oder aus den Bäumen, die sich an einander rieben, entstanden sey. Es leistete den Menschen gute Dienste. Sie fiengen an, ihre Speisen dabey zu kochen, weil sie die Bemerkung gemacht hatten, daß durch die Wärme der Sonne die Früchte zur Reife gebracht würden.

men Schimmer der Sonne den gehörigen Grad ihrer Zeitigung erreichet haben. Diejenigen also, welche die andern an Einsicht übertrafen, und keine Mühe scheuten, giengen ihren Mitbürgern immer mit neuen Beyspielen vor, wie sie die alte Lebensart verlassen, und vermittelst des Feuers gegen eine angenehmere vertauschen könnten.

Sie fiengen an, Städte zu erbauen, und mit Castellen zu versehen. Sie kannten keinen andern Schutz, keinen anderen König, und keine andere Zuflucht, als sich selbst. Sie vertheilten ihre Heerden und Wiesen unter einander. Das beste Loos erhielten die Schönsten, Tapfersten und Aufgeklärtesten. Denn sie sahen sehr auf den Vorzug der Gestalt, und schätzten die Stärke. Zuletzt wurde das Geld eingeführt, und das Gold ausgegraben, das ohne viel Mühe den Starken und Schönen ausser Achtung setzte. Denn es ist nun einmal so, daß die Parthey des Reichen von

allen

allen ergriffen wird, sogar von den Mächtigen und Schönen. (a)

Wollte jemand sein Leben nach der Vorschrift der Vernunft einrichten, so würde er finden, daß der größte Reichthum in der Genügsamkeit bestehe; wenn man es über sich erhalten kann, mit Wenigem zufrieden zu seyn. Denn nie wird es so weit kommen, daß wir auch des wenigen ermangeln sollten. Allein die Menschen wollten vor den übrigen hervorglänzen, wollten alle Gewalt in sich vereinigen, damit ihr Glück auf festen Säulen ruhte, und ihnen vergönnet wäre, im Schooße des Uiberflusses ein unbekümmertes Leben zu führen. Aber umsonst: denn eben dadurch, daß sie nach den obersten Ehrenstellen in die Wette

liefen,

(a) Man lese folgende Zeilen, und überzeuge sich, daß Epikur nichts weniger als ein Ausschweifling gewesen ist. Er war vorsichtig, genügsam, frey von aller Habsucht, und würde von keinem Ehrgeize geplagt. Beydes machte grosse Sorgen, und hemmet die Glückseligkeit, nach der er strebte.

liefen, haben sie den Weg dahin zur gefährlichen Klippe gemacht. Ist es ihnen aber auch gelungen, und haben sie den gewünschten Gipfel erstiegen, so rüstet sich der Neid wider sie, und stürzet sie, wie der Blitz, in den schmähligsten Staub herab. Daß es also erwünschlicher zu seyn scheinet, ein ruhiger Unterthan zu bleiben, als nach der obersten Gewalt zu streben, und Königreiche zu besitzen. Weil es doch nun einmal so verordnet ist, daß man sich auf dem schmalen Wege der Ehrsucht nur umsonst bewirbt, vergebens erschöpft, und die Erfahrung lehret, daß der Neid nur das Höchste, nur das, was über andere Gegenstände hervorraget, mit seinem Feuer verzehret. Allein man urtheilet mehr nach fremdem Geschmacke, als nach seinem eigenen: man folget nicht sowohl seiner Empfindung, als dem Geschrey der andern: und so, wie es itzt ist, wird es wohl auch in der Zukunft bleiben.

Man faßte den Entschluß, keinen König über sich erkennen zu wollen. Wo es noch einen gab, da ward er umgebracht. Die Thronen wurden umgestürzet, der stolze Scepter, und die Krone, die Zierde des Oberhauptes wurden unter die Füsse des aufgebrachten Volkes getretten, und aller Achtung beraubet. Denn es ist schon so, daß man das, was man ehedem gar zu sehr fürchtete, nicht genug verhöhnen zu können glaubet. (a)

Nun

(a) Nach der Ermordung der Könige entstanden neue Gewaltthätigkeiten, Unbilden und Gährungen unter den Menschen. Sie kehrten wieder zur alten Wildheit zurück. Endlich verfiel man auf den Gedanken, Magistrate zu wählen, Gesetze zu machen, und Strafen gegen die Verbrecher in Ausübung zu bringen. Sehr weislich, wie uns deucht. Denn die Furcht ist der stärkste Zaum, und nichts kann die Menschen mehr in Ordnung erhalten, als sie. Daß man sich aber ja nicht einbilde, ungestraft irgend ein Gesetz beleidigen zu können, weil es im Dunkeln geschieht. Denn das Gewissen hat tausend Zungen, und wie viele weiß man nicht, die in einem Anfalle von hitzigem Fieber, oder im Traume das ganze Register ihrer Verbrechen entdecket haben!

Nun wurde das Unterste zum Obersten gekehret; es enstanden verschiedene Partheyen. Jeder bestrebte sich aus allen Kräften, die Oberherrschaft über die andern zu behaupten. Hiedurch wurden sie veranlaßt, Magistrate zu wählen, Recht und Unrecht von einander zu unterscheiden, und ihren Willen dem Zaume der Gesetze zu unterwerfen. Denn die natürlichste Folge der ewigen Feindseligkeiten, in welchen sie ihre Tage verlebten, war, daß die Menschen ihrer Zwietracht herzlich überdrüßig wurden, und endlich selbst aus freyer Wahl unter das Joch der Gesetze ihren Nacken beugten. Denn ehedem verleitete sie der Zorn, ihre Beleidigungen mit heisserem Durste zu rächen, als es hernach die billigeren Gesetze gestatteten. Aus dieser Ursache wurden es die Menschen müde, in ewiger Zwietracht zu leben, weil selbst der höchste Grad der Freude, die uns hienieden beseeliget, durch die Furcht der Strafe beunruhiget wird. Denn wer unter allen war nicht unaufhörlichen Beleidigungen ausgesetzet, und ist es nicht eine allge-

meine Erfahrung, daß die Unbilden auf denjenigen zurückeprallen, von dem sie ihren Ursprung genommen haben. Nie wird es aber auch einem Menschen vergönnet seyn, ein ruhiges Leben zu führen, der durch niedere Handlungen die gemeinschaftlichen Verträge des Friedens störet. Denn gesetzt, es gelinget ihm, Götter und Menschen zu hintergehen, so muß er doch in ewiger Angst schweben, und fürchten, daß es nicht immer verborgen bleiben werde. Hat man nicht Beyspiele, daß viele im Traume, oder in einer Fieberhitze alles herausgeplaudert haben, was ihnen auf dem Herzen lag: und sind nicht dadurch die größten Verbrechen, die sie mit allem Fleisse zu verhehlen suchten, an den Tag gekommen?

Willst du wissen, woher die Ehrfurcht vor den Göttern sich über die verschiedenen Völkerschaften ergossen, und was für eine Ursache die Städte mit Altären überhäufet habe, wie die feyerlichen Ceremonien entstanden seyn, die nun an allen Orten einen Theil

des Gottesdienstes ausmachen, der die Völker in beständiger Ehrerbietung unterhält, und in der ganzen weiten Welt neue Tempeln zu erbauen zwinget, die sie an festlichen Tagen mit besonderer Andacht heiligen, so wird es keine so grosse Schwierigkeit seyn, Rechenschaft hievon zu geben. (a)

(a) Sobald es Menschen gab, wurden schon die Götter gefürchtet: woher aber nahmen sie den Begrif von diesen Wesen? Von gewissen Bildern, die, man versteht nicht recht, ob von den Göttern selbst abgezogen wurden, oder von ohngefähr entstanden seyn. Diese Bilder wirkten ohne Unterlaß sowohl bey Tage als bey der Nacht auf die Einbildungskraft der Menschen, und so machten sie den Schluß, daß wohl ähnliche Naturen irgendwo vorhanden seyn müßten; verständige Wesen, oder ihre Bilder hätten sich nicht bewegen, und keine Töne hervorbringen können. Die übrigen Eigenschaften, die sie ihnen beylegten, waren Unsterblichkeit, weil die Bilder immer die nämliche Gestalt behielten, und Glückseligkeit, weil sie keine Todesfurcht beunruhigte, keine Gefahr ängstete, und weil sie, ohne jemals zu ermüden, in ununterbrochener Reihe ihr Daseyn genossen.

Schon in den ersten Zeiten stellte sich die geschäftige Einbildungskraft der Menschen die Götter in den herrlichsten Gestalten vor. Aber nicht genug: die Träume fügten auch das Ihrige hinzu, und führten sie vor ihnen in einer Grösse auf, die alles Maaß überschritt. Nun waren sie auf den rechten Weg gesetzt. Sie rüsteten sie mit Sinnen aus, weil sie sahen, daß sie ihre Glieder zu bewegen, und nach der Beschaffenheit ihrer Gestalten, und der ungemeinen Stärke, die sie besassen, verhältnißmäßige Töne vernehmen zu lassen im Stande waren. Sie schrieben ihnen unsterbliche Dauer zu, weil ihre Gestalten keiner Veränderung unterworfen waren, und ihre Schönheit nie vergieng (welches wohl nicht geläugnet werden kann) und endlich weil sie dafür hielten, daß sie mit diesem Uibermaasse von ausserordentlichen Kräften keiner Gewalt jemals unterliegen könnten.

Ihre Glückseligkeit schien darum alle Vorstellungen zu übertreffen, weil auch nicht

der

der mindeste von ihnen durch schreckliche Gedanken an seine Todesstunde beunruhiget wurde. Oder auch, weil man sie im Traume die wichtigsten Begebenheiten ausführen sah, ohne daß es ihnen die geringste Mühe gemacht hätte.

Uiber dieses hatte man Gelegenheit, den ordentlichen Lauf der Gestirne zu bemerken, und über den getreuen Wechsel der verschiedenen Jahreszeiten seine Betrachtungen anzustellen. Man konnte die Ursache nicht errathen, warum dieß alles so, und nicht anders geschah. Es war eine Art von Beruhigung für das dumme Geschlecht, in den Händen der Götter das grosse Steuerruder zu erblicken, und sich mit dem Wahne zu nähren, daß es nur auf einen Wink von ihnen ankomme, das ungeheure Schif der Welt nach ihrem Belieben herumzuwälzen. (a)

(a) Auch konnte die Religion ihren Ursprung der wenigen Kenntniß zu danken haben, die man von den natürlichen Ursachen hatte. Man sah den

Man hat den Göttern ihre Sitze im Himmel angewiesen. Weil man Ursache hatte zu glauben, daß sowohl die Sonne als der Mond ihren Weg durch den Himmel nähmen. Tag und Nacht, die schrecklichen Erscheinungen, die sich in der Dunkelheit äussern, die wandelnden Fackeln des Himmels, die Wolken, der Thau, der Regen, der Schnee, die Winde, der Blitz, die Schlossen, das schmetternde Getöse des Donners, scheinbare Drohungen der Götter, diese Dinge richteten alle Blicke in die Höhe.

Un=

Lauf der Gestirne, den Wechsel der Jahreszeiten, man empfand den Regen, den Schnee, die Winde. Man hörte den Donner, und wußte nicht, wie man sich dieß alles erklären sollte. Man nahm seine Zuflucht zu den Göttern. Denn wem hätte man den ordentlichen Kreislauf der Gestirne mit grösserem Rechte zuschreiben können, als solchen Wesen, und wohin hätte man ihre Sitze besser verlegen können, als in den Himmel, besonders, da man beobachtete, daß sich der Schnee, der Blitz, der Hagel vom Himmel herab ergoß?

Unseliges Geschlecht der Menschen! solche Begebenheiten den Göttern anzudichten, und sie noch dazu mit rachgierigem Zorne zu waffnen. Welches Unheil haben sie sich selbst damit zugezogen. Welche tiefe Wunden haben sie uns geschlagen, und welche Ströme von Thränen wird es unsere Nachkommenschaft kosten. (a)

Was ist das für eine Andacht, mit verhülltem Haupte um einen Stein herumzukriechen, und vor allen Altären mit vollen Händen zu erscheinen? Was hilft es, sich vor der Kirchthüre mit ausgespannten Händen auf dem Boden zu wälzen, oder den Altar mit bluti-

(a) Wenn wir dem Epikur einen Glauben beymessen wollen, so sind alle Sorgen, die das Leben der Menschen vergiften, nur daher entstanden, weil man sich an eine Vorsehung bindet. Glücklich derjenige, der sich überzeuget hat, daß alles ohne die geringste Mitwirkung der Götter geschieht. Man sollte unsern Dichter für einen Katholiken halten. Denn auch er glaubet, daß man nicht fromm seyn könne, ohne dumm zu seyn.

blutigen Strömen der Opferthiere zu begiessen, und Gelübde mit Gelübden zu überhäufen? Ich sage es gerade heraus, es ist nichts gegen den erhabenen Zustand, der denjenigen beseeliget, der alles mit ruhigem Gemüthe betrachten kann. Wenn man einen Blick in die Höhe richtet, das prächtige Gewölbe des Himmels, mit schimmernden Lichtern geziert, anstaunet, und hiebey den ordentlichen Lauf der Sonne und des Mondes in Erwägung ziehet, so kann es nicht fehlen, das Gemüth, von unzähligen anderen Sorgen gepreßt, ist zu schwach, der bangen Vermuthung, die sich nun wieder zu regen anfängt, zu widerstehen, ob es nicht gleichwohl Götter von unumschränkter Gewalt geben könne, welche die glänzenden Gestirne in ihren Kreisen herumdrehen? Denn wem ist es nicht bekannt, daß die Unwissenheit der Ursachen die Seele zu neuen Zweifeln hinreißt, was doch die Welt für einen Ursprung gehabt, und welches der eigentliche Zeitpunkt seyn dürfte, den ihre Dauer nicht überleben würde? ob ihre Mauern

unter der Last der unaufhörlichen Erschütterungen der Bewegung einstürzen, oder von den Göttern mit unzerstörbarer Haltbarkeit begabet, in ewigem Gange verharren, und im Stande seyn würden, die verzehrenden Kräfte der unermeßlichen Dauer zu verachten.

Wem schrumpfet das Herz nicht vor heiliger Angst zusammen, wem lähmet die Furcht vor den Göttern nicht alle Glieder, wann die Erde unter ihm von schmetternden Schlägen des Donners erzittert, und über seinem Haupte das fürchterlichste Gerassel den Himmel belebet? muß man nicht gestehen, daß in diesem Augenblicke ganze Nationen erstarren, und hochmüthige Könige auf ihren Thronen, von mächtigen Schauern ergriffen, in die Höhe fahren? scheinet sie der Gedanke nicht aller Fassung zu berauben, daß etwa die Stunde gekommen sey, da sie wegen ihren Schandthaten, oder wegen übermüthiger Reden zur Verantwortung gezogen werden sollen? Wann unerbittliche Stürme den Befehlshaber einer

Flotte mit seinen Legionen und Elephanten im weiten Meere herumwerfen, wie viele Gelübde thut er nicht, um den Zorn der Götter zu versöhnen? Wie fleht er nicht mit betender Angst den Winden, um geneigtere Luft von ihnen zu erhalten? Aber umsonst. Ein heftiger Wirbel ergreifet in oft, und schleudert ihn auf eine Sandbank hin, wo er seinen Untergang findet. Also gewiß ist es, daß eine unbekannte Kraft die menschlichen Unternehmungen zu vereiteln, die Zeichen der höchsten Ehrenstellen in den Staub zu tretten, und zum Gegenstande ihres Spottes zu machen scheinet. (a)

Mit

(a) Eine andere Ursache der Religion ist die Furcht. Die Menschen haben voll Erstaunen über die Ungewitter, über das Erdbeben und andere Begebenheiten von dieser Art, gegen die sie sich auf keine Weise zu verwahren im Stande waren, gewisse unsichtbare Wesen um Schutz und Beystand angerufen. Aber was hatten sie dadurch bewirket? Nichts. Die Stürme rissen ihre Gelübde mit ihren Segeln fort, und die Götter

hörten

Mit einem Worte: Kein Wunder ist es, wann sich der Mensch in dem Augenblicke, da die Erde unter seinen Füssen bebet, erschütterte Städte wanken, und ihren Einsturz besorgen lassen, demüthiget, und den Göttern unüberwindliche Kräfte zuschreibt, einen Einfluß in alle Begebenheiten, wodurch sie das grosse Ganze zum allgemeinen Erstaunen beherrschen.

Endlich wurde denn auch das Erzt, das Gold, das Eisen, das Silber und das Bley erfunden, nachdem es sich getroffen hatte, daß das Feuer auf hohen Gebirgen ungeheure Wälder entzündete. Dieses konnte durch einen Blitz vom Himmel geschehen, oder auch in einem Kriege, den die Menschen unter einander führten, da denn der eine Theil aus Furcht vor dem andern das Feuer zu Hilfe nahm.

---

hörten so wenig als das Ungewitter auf ihre Gebette. Das Ohngefähr thut alles, wirft alles unter einander.

nahm. Kann aber auch seyn, daß sie der fette Boden gereizet habe, die Gränzen ihrer Felder zu erweitern, und nahrhafte Weiden für ihre Heerden zu gewinnen. Willst du aber glauben, daß es auf einer Jagd gegen die wilden Thiere, da jeder von Begierde brannte, mit reicher Beute nach Hause zu kommen, geschehen sey, so wirst du nicht irren. Denn es ist gewiß, daß man eher mit Gruben und Feuer zu jagen pflegte, ehe der Gebrauch entstand, den Wald mit Netzen zu umgeben, und Hunde dazu abzurichten. Die Ursache mag aber seyn, welche es will, die das Feuer entzündete, welches mit fürchterlichem Geprassel die Wälder verzehrte, und die Erde durchglühte, die Wirkung war immer die nämliche. Ein Strom von Silber und Gold, von Erzt und Bley floß durch siedende Adern in hohle Tiefen der Erde zusammen. Nach einiger Zeit härteten sie sich wieder an der Luft, und warfen ihren Glanz in der Gegend umher. Dieß sahen die Menschen, und ihre Neugierde trieb sie an, einige

Stücke

Stücke vom Boden aufzuheben. Sie machten die Beobachtung, daß sie die völlige Gestalt der Höhlungen hatten, in denen sie sich befanden. Hieraus zogen sie den Schluß, daß sie, vom Feuer aufgelöset, in jede Gestalt, in jede Form umgegossen, und mit einiger Mühe in scharfe und dünne Spitzen ausgebildet werden könnten; wodurch sie neue Waffen, neue Werkzeuge, die Bäume zu fällen, auszuputzen, zu hobeln, zu feilen, zu bohren, zu nageln und anzuheften, erhalten würden. Sie machten hiebey keinen Unterschied, Gold, Silber und anderes Metall mußte ihnen zu gleichem Gebrauche dienen. Aber sie fanden bald, daß es nicht einerley sey. Das eine betrog mehr die Erwartung als das andere, und war nicht im Stande, die langen Versuche auszuhalten. Das Erzt erhielt den ersten Preis, und das Gold ward ausser aller Achtung gesetzt; denn es leistete ihnen nur schlechte Dienste, und wurde früher, als sie es glauben mochten, stumpf. Itziger Zeit sehen wir gerade das Gegentheil. Das

Erzt wird verachtet, und das Gold wird mit abgöttischen Ehren überhäufet. So sehr verändert der Kreislauf der Zeiten den Werth der Dinge. Das ehedem alle Wünsche befriedigte, wird nun kaum eines Anblickes gewürdiget: nicht lange, so trift ein anderes die Reihe, dem verächtlichen Staube zu entfliehen, mit gieriger Sehnsucht begehret, in den Himmel erhoben zu werden, und alle Sterblichen mit ehrerbietigem Erstaunen zu erfüllen. (a)

Nun

(a) Die Erfindung der Metalle schreibet unser Dichter der Ausbrennung der Wälder, und der hierauf erfolgten Schmelzung der Metalle zu. Denn wie auch das Feuer entstanden seyn mag, so ist es natürlich, daß durch die übermäßige Hitze die zerstreuten Metalle in einen Klumpen zusammenfliessen mußten. Die Menschen sahen einen Glanz, und ihre Neugierde trieb sie zu manchen Versuchen damit an. Zu gleicher Zeit beobachteten sie, daß dieser Klumpen die nämliche Gestalt der Grube besaß, in der sie ihn gefunden hatten. Hieraus schlossen sie, daß sie ihm auch eine andere geben

Nun wird es dich keine Mühe kosten, mein Freund, dir selbst zu sagen, wie man die Eigenschaften des Eisens entdecket habe. Die Waffen der ersten Menschen bestanden in ihren Händen, Nägeln und Zähnen, in Steinen und abgerissenen Aesten der Bäume. Nach der Entdeckung des Feuers bediente man sich auch der Flammen dazu. Zuletzt wurde das Erzt und das Eisen erkannt. Der Gebrauch des Erztes gieng vor dem Gebrauche des Eisens vorher, weil es geschmeidiger, und in grösserer Menge vorhanden war. Mit dem Erzte wühlten sie die Felder auf, mit dem Erzte belebten sie den Donner der Feldschlacht, schlugen tiefe Wunden, und machten Heerden und Felder zur Beute. Denn unbewafnete Gegner konnten es mit ihnen auf keine Weise aufnehmen. Nach und nach wurde der Gebrauch

---

geben könnten, wenn sie ihn nur wieder durch das Feuer auflöseten. Sie schmiedeten sich also verschiedene Werkzeuge daraus. Den Werth schätzten sie nach den Nutzen, den ihnen jedes leistete.

brauch der eisenen Waffen allgemeiner. Die eherne Sichel gerieth in Verachtung, und man fieng an, den Schooß der Erde mit eisenen Pflugschaaren zu verwunden, und im Felde standen die feindlichen Heere mit ähnlichen Waffen gegen einander.

Man verstand sich auch eher darauf, den Rücken der Pferde zu besteigen, die wilden Renner mit Hand und Zügel zu bändigen, als man es wagte, mit zweyspännigen Wagen der Gefahr des Krieges sich auszusetzen. Aber auch diese Art, die Pferde neben einander zu spannen, gieng vor jener vorher, da man sie gar zu vieren gebrauchte, und den Einfall bekam, die Kriegeswägen mit scharfen Sensen zu bewafnen. In der Folge der Zeit richteten die Chartaginenser die häßlichen Elephanten ab, mit aufgethürmten Leibern keine Wunden zu scheuen, und die festen Reihen der Feinde zu durchbrechen. Solchergestalt entwickelte die traurige Zwietracht eines nach dem andern, was den Völkern im Kriege

eini-

einigen Schrecken einjagen konnte, und die Mittel, eine Feldschlacht fürchterlicher zu machen, wurden alle Tage vermehret. Sogar hatte man den Einfall gehabt, sich wilder Stiere in dem Kriege zu bedienen. Man versuchte, grimmige Hauer gegen den Feind anzuhetzen. Endlich trieb man auch starke Löwen vor sich her, gab ihnen bewafnete Führer, die sie in Ketten hielten, und nach Belieben zu lenken wußten. Aber der Erfolg entsprach der Erwartung nicht. Denn übermannte sie die Wuth, und ergrimmten sie über den Todten, so schüttelten sie die fürchterlichen Mähnen ihrer Häupter wider alles, was ihnen aufstieß, und trennten die Geschwader der Reisigen, unbekümmert, ob sie zu dieser oder jener Seite gehörten. Kein Reiter war im Stande, das scheugemachte Pferd zu besänftigen, und wider den Feind anzuspornen. Die wütenden Löwen sprangen überall herum, und zerrissen jedem, der ihnen begegnete, das Gesicht. Oft griffen sie wider alle Vermuthung den Rücken an, und stürzten den umschlunge-

nen Streiter mit schrecklichen Wunden zu Boden, zerfleischten ihn mit kräftigen Bissen, und scharfen Klauen. Die Stiere schleuderten die Schweine in die Luft, und traten sie in den Staub; rissen mit ihren Hörnern die Seiten der Rosse auf, und drückten sie mit drohender Stirne auf die Erde nieder. Die grimmigen Eber verwundeten ihre Bundesgenossen mit spitzigen Hauern, und besudelten mit ihrem Blute knirschend die zerbrochenen Waffen. Weder Reiter noch Fußgänger konnte sich vor ihnen schützen; sie richteten unter beyden gleiche Niederlagen an. Freylich suchten die Pferde ihrer Ankunft mit schrägen Wendungen auszuweichen, oder wenn dieses zu spät war, mit aufgehabenen Füssen über sie wegzuspringen. Aber auch das war umsonst. Denn sie hauten ihnen die Sehnen ab, und stürzten sie mit schwerem Gewichte zu Boden. Auf solche Weise machten die Menschen die traurige Erfahrung, daß ihre Gehilfen, von denen sie zu Hause die gute Hofnung geschöpfet hatten, daß sie sich so ziemlich nach ihrer Anleitung

tung bequemen würden, nun, da es darauf ankam, den abgezielten Nutzen aus ihnen zu ziehen, durch eigene Wunden, durch das Geschrey, Getümel, durch die Flucht und andere Schrecknisse wieder zur vorigen Wildheit zurückekehrten, und auf keine Weise in Ordnung zu erhalten waren. Denn sie verliefen sich in alle Gegenden: wie wir itziger Zeit auch gesehen haben, wenn zum Beyspiele ein Elephant aus dem Kampfplatze entwischet, und grosse Verheerungen unter allem, was ihm begegnet, anrichtet. So war es auch dort.

Aber ich kann es nicht über mich erhalten, zu glauben, daß sie keine Vorempfindung von allen diesem sollten gehabt haben. Sie mußten es einsehen, was solche Mittel für schädliche Zwecke für beyde Theile würden erreichen helfen. Und man hat bessere Gründe, zu behaupten, daß dieß in allen Welten, sie mögen entstanden seyn, wie immer, der gewöhnliche Lauf der Dinge gewesen, als zu wähnen, daß es nur in einer so geschehen sey.

Allein ihre Absicht gieng nicht sowohl dahin, einen Sieg über ihre Gegner zu erkämpfen, als vielmehr ihnen eine Ursache zur Betrübniß zu verschaffen, ihnen wehmüthige Seufzer auszupressen. Sie wollten nur nicht so ganz ohne alle Gegenwehre zu Grunde gehen; sie suchten andere Hilfe, weil sie sich auf ihre Zahl nicht verlassen konnten, und keine Waffen hatten.

Man bedeckte sich eher mit zusammengeknüpften Fellen, als mit gewebten Kleidern. Die Weberey entstand nach der Erfindung des Eisens; weil die nöthigen Werkzeuge hiezu von Eisen, und durch das Eisen gefertiget werden mußten. (a)

Auch machten anfänglich die Männer einen Theil ihrer Geschäfte daraus, die Wolle zu

(a) Vor allen Dingen bekümmerte man sich um die Kunst, Kleider zu machen. Man bediente sich der Thierhäute, weil die Weberey erst später, nach der Erfindung des Eisens entstanden ist.

zu verarbeiten; denn es ist gewiß, daß das männliche Geschlecht mehr Anlage zur Kunst, und eine höhere Schöpfungskraft besitzet, als das weibliche: die rohen Ackersleute führten es erst unter sich ein, daß sie der beschwerlicheren Last sich unterziehen, durch härtere Beschäftigungen ihre Glieder abhärten, und jene Verrichtungen den weiblichen Händen anvertrauen wollten.

Das erste Beyspiel, den Saamen auf die Felder zu streuen, und Bäume zu pflanzen, gab die schöpferische Natur. Die abgefallenen Eicheln und andere Früchte wandelten sich zu gehöriger Zeit in kleine Bäumchen um. Hierauf entstand der Gebrauch, fremde Zweige auf andere Stämme zu pfropfen, und junge Stauden auf nackte Wiesen umher zu versetzen. Nach und nach machten sie mehrere Versuche, der Ackerbau wurde durch verschiedene Erfahrungen sicherer, und leichter und mannichfaltiger. Sie merkten, daß die wildesten Früchte durch emsige Pflege verbessert, und

in lieblichere Nahrung verwandelt werden könnten. Mit jedem Tage zwangen sie die Wälder, sich mehr und mehr in die Gebirge zurückezuziehen, und dem Ackerbaue das niedere Feld abzutretten. Sie machten Wiesen, Teiche, wiesen den Strömen neue Wege an, Hügel und Ebnen wurden mit Saaten und Weinstöcken bepflanzet, lange Reihen von Olivenbäumen wanden sich um die Berge und Thäler und Ebnen herum. Wie du noch siehst, daß alles mit verschiedenen Aussichten pranget. Hier lachen dir fröhliche Obstbäume entgegen, dort blühen andere Gesträuche, die so gut ihren Nutzen haben, als jene.

Lange vorher hatten die Menschen den lieblichen Gesang der Vögel mit ähnlichen Tönen nachgeahmet, ehe sie sich darauf verstanden, wohlgestellte Lieder zu singen, und die Ohren mit holder Stimme zu ergötzen. Das leise Gelispel der Weste, die das hohle Rohr beseelten, lehrte die rohen Feldleute, mit ihrem Hauche das nämliche thun. Sie giengen allmählig

mählig weiter, und lockten mit ihren Fingern aus der Flöte süsse Klagen. Diese spielten sie in den einsamen Gegenden der Hirten, in den sorglosen Stunden der Ruhe. Und hieraus erkennet man, wie die Zeit alles nach und nach zum Vorscheine bringet, das die Vernunft und die lange Uibung zur Vollkommenheit erhebet, dessen es fähig ist: hiemit ergötzten sie sich, hierauf schränkten sich ihre Vergnügungen ein. Nach dem Essen war dieß das einzige Bedürfniß, daß sie kannten. Denn in der Lage, in der sie sich befanden, machte das elendste Geleyer grossen Eindruck auf sie. Wenn sie sich also an dem Ufer eines Flusses in weichem Grase niederliessen, oder sich unter dem Schatten eines Baumes versammelten, so waren sie mit geringen Unkosten fröhlich, und pflegten ihre Leiber; besonders in den lachenden Jahreszeiten, an heiteren Tagen, wann die grünen Fluren umher mit mannichfaltigen Blumen gezieret waren. Da erwachte der Scherz, sie führten angenehme Gespräche, und lachten aus Herzensgrunde; denn sie

waren noch nicht an die beschwerlichen Regeln der Artigkeit gebunden. Sie bekränzten ihre Häupter mit Blumen und grünen Zweigen, alles nach der fröhlichen Laune, der sie sich überliessen. Dann sprangen einige hervor, bewegten ihre Glieder mit plumper Zierlichkeit, und stampften den Boden der Mutter Erde mit harten Füssen. Hieraus entstanden laute Zujauchzungen und angenehmes Gelächter. Denn ihnen war alles neu und bewunderungswürdig. Der einzige Ersatz, den diejenigen für die schlaflosen Nächte hatten, die zur Wache aufgestellet waren, bestand in süssen Gesängen, oder in der angenehmen Zeitverkürzung, über verschiedene Rohre mit gespitzten Lippen hinzugleiten. Diese Gewohnheit hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten. Unsere Wachen lernen verschiedene Lieder, und ich wollte wohl wetten, daß sie kein grösseres Vergnügen daraus schöpfen, als dasjenige war, das die rohen Feldleute damals genossen.

Denn, wenn man nichts besseres kennet, so scheinet uns das Gegenwärtige den Vorzug über alles zu haben. Die spätern Erfindungen verdrängen das Alte, und geben unseren Wünschen eine andere Richtung. So ward ihnen die Eichelkost zum Eckel: so wurden die Betten, mit Kräutern und Zweigen bestreuet, der Verachtung preis gegeben. So verloren die Thierhäute ihren Werth, und gleichwohl getraue ich mir zu behaupten, daß der erste, der sich mit einer Thierhaut bedeckte, der Gegenstand des allgemeinsten Neides war, daß er durch List aus dem Wege geräumet, und über seinen Nachlaß mit solcher Begierde gestritten wurde, daß er mit vielem Blute bespritzet, zerrissen, und endlich gar ausser Stand gesetzet wurde, jemals wieder gebrauchet zu werden.

Damals waren also die Thierhäute das Ziel der menschlichen Wünsche, itzt sind es das Gold und der Purpur, die das Leben beunruhigen, und die Fackel des Krieges unter

den Völkern anzünden. Willst du wissen, wer mehr Unrecht hat, wir, oder sie? so muß ich dir sagen, daß wir weniger zu entschuldigen seyn. Sie waren unbedeckt, und litten von der Kälte grosses Ungemach. Wir haben keinen Mangel, wir empfinden nicht das geringste, wir können der goldenen Spangen, der purpurnen Kleider ohne Nachtheil entbehren. Haben wir doch andere Kleider, die uns vor aller Kälte beschützen können. Warum bemühet sich also das menschliche Geschlecht mit solcher Hitze? was suchet ihr? warum verlebet ihr den größten Theil eurer Tage in unruhigen Sorgen? Ist nicht alles eitler Tand? Aber ihr kennet die Gränze nicht, über welche sich die Habsucht nicht erstrecken soll, und habet die Grade nicht gemessen, auf denen das wahre Vergnügen Gefahr läuft, aufzuhören, zu seyn, was es ist. Dieß ist die Ursache der grossen Ungewitter, welche das Leben ängstigen, dieß fachte das Feuer des Krieges unter den Menschen an. Aber die hohen Wachtlichter der Welt, die Sonne und

der

der Mond, die mit ihrem Schimmer das Unermeßliche durchirren, gaben den Menschen die Lehre, daß die Jahreszeiten abwechseln, und alles seinen bestimmten Gang habe, an den es sich halten muß.

Schon war es so weit gekommen, daß sie, mit hohen und starken Thürmen umschanzet, ihr Leben zubrachten, und jeder den Theil der Erde bearbeitete, der ihm durch das Loos zugefallen war. Schon wümmelte das Meer von weitläuftigen Schiffen. Schon schlossen sie Bündnisse unter einander, schwuren sich gegenseitige Hilfe zu. Dichter standen auf, und sangen in erhabenen Gedichten die grossen Thaten ihrer Helden: Man kann auch nicht erweisen, daß die Kunst zu schreiben lange vorher sey erfunden worden. Daher wissen wir auch nicht, was in der Kindheit der Welt sich zugetragen habe, wir können nur die Spuren verfolgen, die uns die Vernunft zeiget.

Uibung und unermüdete Anstrengung der Forschungskraft haben es nach und nach unter den Menschen so weit gebracht, daß sie endlich die Schifkunst, den Ackerbau, die Gesetzgebung, die Waffen, die Strassen, die Kleider und andere Bedürfnisse dieser Art auf den möglichsten Grad der Vollkommenheit trieben. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit den Preisen, die der Lohn edler Thaten waren, mit den Annehmlichkeiten des Lebens überhaupt, mit den schönen Künsten. Sie nahmen allmählig auf, und entzückten endlich mit ungewöhnlichen Reizen. Dieß ist der Lauf der Welt. Eines wird nach dem andern hervorgezogen. Zeit und absichtliche Versuche bringen alles zum Vorscheine. Die Erfahrung wird dich überzeugen, daß dieß nicht blosse Muthmassung sey. Die Künste entwickeln sich eine aus der andern, bilden eine die andere, bis sie den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit erreichet haben.

Sechs-

Sechstes Buch.

Athen stehet in dem Rufe, daß es die armen Sterblichen die Nutzung der Feldfrüchte gelehret, auf diese Weise das Leben mit neuen Kräften erfrischet, und brauchbare Verordnungen gemacht habe. Dafür ward es auch über alle Massen gerühmet. Allein es hat auch den Vorzug, daß wir die größten Annehmlichkeiten des Lebens nur daher erhalten haben. Athen war die Vaterstadt des grossen Mannes, der so wichtige Wahrheiten über seine Lippen kommen ließ, daß sein Ruhm, auch da er nicht mehr war, wegen der wohlthätigen Lehren, die er verbreitete, über die Wolken stieg.

Denn da er sah, daß alles, was zur Nahrung erfodert wird, alles, wodurch die Menschen in den Stand gesetzet werden, ihr Leben in unbefangener Ruhe zuzubringen,

schon

schon erfunden sey; daß es Leute gebe, die Reichthümer, Ehrenstellen und wohlverdienten Ruhm, den auch ihre Nachkommen nicht schändeten, besassen, und gleichwohl in ihrem Gemache mit ängstlichen Sorgen zu kämpfen hatten, und sich nicht erwehren konnten, in unwillkührliche Seufzer auszubrechen; so war er scharfsichtig genug zu merken, daß der Fehler vom Gefässe selbst herrühre, das alles Gute, das hineingeschüttet wird, in ungenießbare Gerichte verwandelt; entweder weil es so durchlöchert zu seyn schien, daß es gar keine Möglichkeit seyn könnte, es jemals anzufüllen, oder weil es alles, was es empfieng, mit einer Art von eckelhaftem Geschmacke besudelte. Er nahm es also auf sich, die Herzen der Menschen mit wahrhafter Zusprache zu reinigen, und ihre Begierde und ihre Furcht in gewisse Gränzen einzuschliessen. Er klärte sie über das höchste Gut auf, wornach wir alle streben, er zeigte, worinn es bestünde, und zeichnete die gerade Strasse dahin aus, worauf es keine Schwierigkeit seyn könnte,

das

das gewünschte Ziel mit sichern Schritten zu erreichen. Er deckte die schlimme Seite der vergänglichen Dinge auf, die ihren Grund entweder in der Einrichtung der Natur, oder auch wohl nur in den verschiedenen Launen des Zufalles hat, und schrieb die Mittel vor, durch welche sich den bösen Folgen begegnen liesse, die daraus entstehen könnten. Bewies aber bey den meisten Gelegenheiten mit unwiderstehlicher Gewalt, daß die Menschen aus eitler, unerheblicher Einbildung so bittere Sorgen in ihrem Innersten nähren.

Denn wie die Kinder zittern, und in der Dämmerung alles fürchten, so pflegen wir uns bey hellem Tage zu ängstigen, und nicht selten ist das, worüber wir uns entsetzen, um kein Haar mehr zu scheuen, als alles, was die Kinder in der Dämmerung mit zitternder Angst erfüllet, und ihrer Einbildung mit ungezweifelter Zukunft drohet. Dieser Unruhe des Gemüthes also, dieser Dunkelheit können weder die Strahlen der Sonne, noch der helle

Schim-

Schimmer des Tages abhelfen, sondern die Einsicht in die Natur der Dinge. Darum will ich denn auch nicht säumen, das angefangene Werk zu vollenden.

Und weil ich denn bewiesen zu haben glaube, daß das Weltgebäude sowohl einen Anfang gehabt habe, als auch wieder ein Ende haben werde, und daß alles, was sich darauf ereignet, und noch ereignen wird, der Vergänglichkeit unterworfen seyn müsse; so will ich dir auch das übrige noch beyzubringen suchen. (a)

Einmal ist es doch schon geschehen, und die Hofnung des Sieges hat mich aufgemuntert,

den

(a) Dieses Buch handelt von den Meteoren, und den übrigen Erscheinungen der Natur, deren Ursachen von den Menschen nicht erkannt, und also den Göttern angerechnet werden. Hieraus entstehet die Religion, die Furcht vor den Göttern, und andere Uibel, welche die Menschen ängstigen. Die wahre Frömmigkeit erstirbt, und blinder Aberglauben nimmt ihre Stelle ein.

den glänzenden Wagen zu besteigen. Die Schwierigkeiten, die sich mir in den Weg gestellet haben, sind besänftiget worden, und haben mir den Rücken gekehret.

Manches andere, das im Himmel oder auf der Erde sich ereignet, ist oft von solcher Beschaffenheit, daß es die Herzen der Menschen mit ängstlicher Furcht vor den Göttern erfüllet, und, indem sie fortfahren, ihre Betrachtungen darauf zu richten, das arme Geschlecht in den Staub der Erde niederdrücket. Aber warum? gewiß aus keiner andern Ursache, als weil sie die wirkenden Ursachen nicht kennen, und eben diese Unwissenheit sie in die Nothwendigkeit setzet, alles der Herrschaft der Götter zu unterwerfen, und die Vermuthung zu nähren, daß jene Begebenheiten, von denen sie sich keinen Grund anzugeben vermögen, den Willen der Götter zur einzigen Quelle haben müssen. Denn gesetzt auch, man hätte sich noch so sehr von der behaglichen Unthätigkeit überzeuget, in welcher die Götter

ihre Unsterblichkeit hinbringen, was für einen Nutzen kann man davon erwarten, wenn man gleichwohl alles, was sich in irgend einem Theile der Welt zuträgt, besonders aber die mannichfaltigen Erscheinungen, die sich in den höheren Gegenden der Luft äussern, mit scheuer Bewunderung anstaunet, und nicht weiß, was man sich für eine Ursache davon denken soll? Ist dieß nicht das beste Mittel, sich wieder dem Joche des alten Aberglaubens zu unterziehen, strenge Herren über sich zu erkennen, denen man aus dummer Unwissenheit alles dessen, was geschehen oder nicht geschehen kann, die völligste Allmacht einräumet? Hätte man aber nur die geringste Kenntniß von dem Wirkungskreise, in den alles eingeschlossen ist, und über welchen es nicht ausschweifen darf, so würde man nicht so gar weit von dem rechten Wege sich verirren.

Setzest du dich über dieß alles nicht mit verdienter Verachtung weg, und ziehest du zwischen dir und solchen Einbildungen, die der

Göt-

Götter nicht würdig, und gerade das Gegentheil von dem ruhigen Zustande zu seyn scheinen, in welchem sie sich befinden, nicht unübersteigliche Scheidemauern, so werden sich dir die beleidigten Götter auf allen Wegen darstellen. Nicht aber darum, weil die Götter überhaupt einer Beleidigung fähig, und in dem Augenblicke des Zornes im Stande wären, in hohe Wogen der Rache aufzuwallen, sondern weil du dir von ihnen, die der Ruhe im Schoosse das friedliche Leben führen, die Begriffe machest, als ob sie nur immer kollerten, und unaufhörliche Anschläge der wüthensten Rache faßten. Du wirst über die Schwelle der heiligen Tempel nicht ohne furchtsame Schauer tretten, du wirst die Vorstellungen, die Bilder, welche die Gestalten der Götter nachahmen, und ihren Abdruck in die Gemüther der Menschen fortpflanzen, mit ruhigen Herzen nicht geniessen können. Hieraus ergiebt sich der Schluß, von selbst, was das für ein Leben seyn wird, das dir bevorstehet. Um diesem Uibel auszuweichen, es so weit von

uns zu entfernen, als möglich, ist das noch nicht genug, was ich bisher gelehret habe,, sondern ich habe noch manches nachzuholen, und es wird meine Sorge seyn, daß ich es mit der besten Art vortrage, die in meiner Gewalt ist. Wir haben vorzüglich auf den Himmel und seine Verfassung unser Augenmerk zu richten. Ungewitter und leuchtende Blitze werden den Inhalt folgender Zeilen ausmachen; ihre Ursachen und Wirkungen sollen dir erkläret werden, damit du, wenn sich der Himmel theilet, und schnelle Blitze die Luft durchkreuzen, nicht alle Fassung verlierest, und ängstlich forschest, woher das Feuer gekommen, und wohin es seinen Lauf genommen habe? wie es in verschlossene Oerter dringen, und nachdem es daselbst die gräulichsten Verheerungen angerichtet, sich wieder herausfinden konnte? Hievon wissen die Menschen sich keine Rechenschaft zu geben, und daß ist denn die Ursache, warum sie die Götter bemühen, und alles von ihnen herleiten.

Weiseste deiner Schwestern, Kalliope, du Labsal der Menschen, und süsse Freude der Götter! Ich nahe mich dem Ziele, das ich mir vorgesetzet habe, aber ich bitte dich, zeige mir den Weg, den ich dahin nehmen soll. Laß mich, unter deiner Anführung den herrlichen Kranz der Vollendung erreichen.

Der Donner erschüttert die hohe Feste des Himmels aus keiner andern Ursache, als weil sich widrige Wolken, von entgegensausenden Winden getrieben, in der Höhe begegnen. Denn noch hat man von der Seite des Himmels, die keine Wolken trüben, kein Getöse vernommen, sondern je grösser das Gedränge der Wolken ist, desto stärker erschallet das hohle Gemurmel umher. (a)

(a) Der Donner wird gehört, wann die Wolken, von entgegengesetzten Winden getrieben, zusammenstossen. Diese Meinung hegten die Stoiker, Demokritus, und andere; und fraget man die heutigen Weltweisen, so wissen sie keine bessere Er-

Uibrigens beweiset der Augenschein, daß die Wolken von keiner so festen Bestandheit seyn können, wie das Holz oder die Steine, noch aber auch aus einem so dünnen Gewebe bestehen, wie der Nebel oder der fliegende Dunst. Denn hätte es jene Beschaffenheit mit ihnen, so müßte sie ihr eigenes Gewicht von einander trennen, und auf die Erde herabziehen. Wollten wir aber das letztere gelten lassen, so ist nicht zu begreifen, wie sie neben einander bestehen, und in ihrem Schoosse Schlossen und Eis verwahren könnten.

Nicht selten unterscheidet sich das Getöse, das sie in der hohen Luft erregen, gar nicht

von

Erklärung zu geben. Wollte man aber einwenden, daß die Wolken eine zu dünne Gestalt haben, um ein solches Getöse zu machen, so muß man zwar gestehen, daß sie die Dichtigkeit des Holzes und der Steine nicht haben; gleichwohl nicht gar so zart sind, daß sie nicht den Regen und Schlossen in ihrem Schoosse noch sollten erhalten können.

von dem Geräusche, das ein Vorhang im Schauspielhause machet, wenn er an die Balken und Pfähle, zwischen denen er befestiget ist, anschlägt. Oft wird eine von den muthwilligen Winden zerrissen, und der Ton, der dadurch erpresset wird, hat grosse Aehnlichkeit mit dem Gekreusche eines Papieres. Denn es ist gewiß, daß man diese Art von schmetterndem Getöse im Donner erkennet. Es ist, als ob die Winde mit aufgehangenen Kleidern, oder mit fliegenden Papierschnitzeln ihr Wesen trieben, und die Luft mit verschiedenem Klange beseelten. (a)

(a) Eine andere Erklärung des Donners. Eine einzige Wolke kann, wenn sie der Wind in Stücke zerreisset, ein heftiges Gemurmel erregen. Man wird wider diese Erklärung nichts haben, wenn man das Getöse in Erwägung ziehet, welches die ausgespannten Vorhänge der Schauspielhäuser, aufgehangene Kleider, und sogar die Papierschnitzeln machen, wenn sie von dem Winde beunruhiget werden.

Es kann sich ereignen, daß sich die Wolken nicht sowohl mit ihren Stirnen begegnen, als im schnellen Laufe nur an den Seiten reiben. Hieraus entstehet der klirrende Ton, der die Ohren so lange verwundet, als jene Reibung dauert, und die Wolken sich in der engen Nachbarschaft befinden. (a)

Warum scheinet aber zuweilen alles unter der Gewalt des Donners zu zittern, und woher kömmt es, daß wir glauben, die starken Pfeiler der Welt seyen aus ihrer Lage gerissen worden? Daher, weil sich ein schneller Windstoß plötzlich in eine Wolke gedrungen. Und da er keinen Ausgang findet, so wirbelt er sich in ihrer Mitte herum, und dränget sie auseinander, daß sie ganz das Ansehn einer Höhle mit dichter Einfassung umher gewinnet. Endlich fasset er seine Kräfte zusammen, sie pla-

(a) Nicht selten gleichet das Geräusche des Donners dem Geklirre. Dieses geschieht, wenn eine Wolke sich an der Seite der andern streifet.

platzet, und erreget das schrecklichste Getöse. Was Wunder auch, da wir wissen, daß auch die kleinste Blase, vom Athem geschwellt, bey ihrer Zerspringung ein Geräusch zu machen pfleget. (a)

Es hat auch seine gute Ursache, warum die Winde, wenn sie durch die Wolken dahin fahren, ein Gerassel machen. Denn der Augenschein lehret uns, daß die Wolken eine Menge von Aesten ausbreiten, und nichts weniger als in einer glatten Gestalt in den Lüften herumsegeln, und wer weiß es nicht, daß die Aeste und Zweige der Bäume rauschen, wenn die Gewalt des rauhen Nordwindes über sie daher schwebet? (b)

(a) Ein Windstoß, der sich in einer Wolke fängt, erreget ein Getöse. Eröfnet er sich aber einen Ausgang aus ihr, so entsteht das schmetternde Gerassel, das man ohne Entsetzen nicht anhören kann.

(b) Wir sehen eine Art von Wolken, die gerade wie die ästigten Bäume auch hervorragende Theile haben;

Auch ist es nichts unmögliches, daß die unbesiegbare Stärke des Windes eine Wolke trennet, und in gleiche Theile scheidet. Denn augenscheinliche Beyspiele können uns von seiner Gewalt überführen. Hienieden, wo er doch nicht so viele Kräfte hat, ist er im Stande, ganze Bäume mit ihren Wurzeln auszureissen. (a)

Es giebt auch eine Art von Wogen in den Wolken, die beym Zusammenstosse ein Getöse zu erregen fähig sind. Etwas ähnliches geschieht in den grossen Flüssen, wenn sich aus einer Wolke in die andere der Blitz herabschlängelt, so kann es sich wohl ereignen, daß

er

haben; was ist also natürlicher, als daß sie in dem Falle, wenn der Wind über sie dahin fährt, nicht anders rauschen werden, als die dichten Wälder vom Sturme bekrieget?

(a) Warum soll eine Wolke nicht bersten können, wenn sie der Wind von der entgegengesetzten Seite bekämpfet, da wir doch wissen, daß auf gleiche Weise sogar ungeheure Bäume entwurzelt werden?

er von einer Wasserfluth ergriffen, und mit grossem Geheule gelöschet werde. Wie das glühende Eisen prasselt, wenn es aus dem Feuer plötzlich in kaltes Wasser getauchet wird. (a)

Gesetzt aber, eine Wolke, die keine Feuchtigkeit enthält, gerathe in eine Feuersnoth; was leistet uns die Gewehr, daß sie nicht plötzlich mit ungeheurem Getöse von allen Seiten ein Raub der Flammen seyn werde? Nicht anders, als wenn auf hohen Gebirgen das Feuer, von mächtigen Winden angefachet, ganze Lorbeerwälder mit heissem Grimme verzehret. Es giebt auch gar kein Ding in der Welt, das mit grösserem Geprassel zu brennen im Stande wäre, als der Lorbeerbaum des Apollo. (b)

End-

(a) Wen diese Erklärungen des Donners nicht befriedigen, der stelle sich die Luft wie ein weites Meer vor, wo die Wolken die Stelle der Wogen vertretten. Läßt er nun diese zusammenstossen, so wird eben das Gemurmel entstehen, das in dem aufgebrachten Meere herrschet.

(b) Es hat Weltweise gegeben, welche behaupten, daß der Donner seinen Ursprung den Sternen zu

Endlich kann auch das vielfältige Krachen des Eises, und das Gewimmel der Schlossen in den aufgethürmten Wolken ein grosses Getöse verursachen. Denn in dem Augenblicke, da sie der Wind in die Enge zusammen schiebt, bersten die gefrorenen Eisberge, von Regen und Schlossen gebildet.

Der Blitz entstehet, wenn die Wolken durch ihre Zusammenstossung eine Menge von Feuerfunken herausschlagen. Nicht anders, als wenn man auf einem Steine mit einem andern Steine, oder mit einem Stücke von Eisen helles Feuer schlägt. Denn auch in diesem Falle glänzet lichte Klarheit umher, und leuchtende Feuerfunken verstreuen sich in die Luft. (a) Doch

verdanken habe, die in eine feuchte Wolke herabfallen, und im Wasser jenes Geprassel verursachen. Lukrez nimmt anstatt der Sterne den Blitz, der, aus einer trockenen Wolke in eine feuchte geschleudert, wie ein glühendes Eisen im Wasser sprudelt.

(a) Woher der Blitz? Er kann aus harten Wolken vermittelst ihrer Zusammenstossung herausgeschlagen

Doch geschieht es, daß wir den Donner erst nachher vernehmen, nachdem wir den Blitz schon lange vorher gesehen haben, weil die Gegenstände des Gesichtes eher in die Sinne wirken, als die Gegenstände des Gehöres. Das nämliche bestättiget das Beyspiel eines Menschen, den wir in weiter Entfernung einen Baum fällen sehen. Den Hieb, den er machet, erblicken wir lange vorher, als der Schall davon unsere Ohren erreichet. Gleicher Gestalt sehen wir den Blitz eher, als wir den Donner hören, wiewohl ihn das nämliche Feuer wirket, und eine und eben dieselbe Zusammenstossung den Grund seiner Entstehung enthält. (a)

Man

gen werden, wie aus dem Eisen, den Kieselsteinen und dem Holze. Denn es ist gewiß, daß sich in den Wolken ein gleicher Vorrath von Feuertheilchen, wie in jenen Dingen befinden muß.

(a) Da jedoch der Donner und der Blitz aus der nämlichen Zusammenstossung der Wolken entstehen, woher kömmt es gleichwohl, daß wir den

Blitz

Man kann auch sagen, daß die Wolken aus folgenden Gründen alle Gegenden umher mit schnellem Schimmer erfüllen, und der wetterleuchtende Strahl mit zitterndem Glanze funkelt, weil sie in dem Augenblicke, da sich der Wind in ihr Innerstes hineindringet, und, wie ich schon gesagt habe, durch die schnellen Wirbeln, in denen er darinn sich herumdrehet, verursachet, daß sie sich in der Mitte wölben, und an ihrem Aeussersten umher verdicken, durch unaufhörliche Bewegungen erhitzet werden. Denn du wirst doch wohl nicht läugnen, daß alles durch heftige Bewegungen in Flammen gesetzet werden kann. Eine bleyerne Kugel schmilzt sogar, wenn sie sich zu lange wälzet. Gesetzt also, der tobende Wind zerreißt

---

Blitz viel eher sehen, als wir den Schall des Donners hören? Aus keiner andern Ursache, als weil das Licht den Schall an Geschwindigkeit übertrift. Alle Erfahrungen bestättigen es, daß die sichtbaren Gegenstände sich weit schneller umher ergiessen, als diejenigen, die bloß für das Gehör bestimmet sind.

reißt die schwarze Wolke; gleich verstreuen sich die Feuerfunken umher, die den schlängelnden Blitz bilden, und er durch seine Gewalt erwecket hat. Hierauf erfolget der Schall, der später zu unsern Ohren gelanget, als der Schimmer in unsere Augen wirket. Alles dieses hat man den aufgethürmten Wolken zuzuschreiben, von denen sich immer eine über die andere in einer sehr wunderbaren Ansicht aufbäumet.

Zwar sehen wir hienieden ihre Breite, ihre Weitschweifigkeit, aber wie sehr sich die Wolken in die Höhe erstrecken, können wir nicht erblicken. Allein dadurch mußt du dich eben nicht täuschen lassen, Denn betrachte nur, wenn die Winde gebirgigte Wolken durch die Luft daher treiben, oder wenn sie sich auf den Bergen umher lagern, und über einander aufthürmen, von keinem Winde beunruhiget, dann wirst du die ungeheuren Lasten derselben erkennen. Sie werden dir wie hohe Klüfte vorkommen, welche von überhangenden Felsen

er=

erzeuget worden. Gesetzt nun, das Ungewitter ist zur Reife gekommen, und die erwachten Winde haben jene Klüfte erfüllet, so zürnen sie mit grossem Geheule, von den Wolken eingesperret, und brüllen aus ihren Höhlen, wie zornige Löwen, versenden ihr Geräusche von einer Wolke zur andern, irren einen Ausgang suchend umher, und wälzen den Saamen des Feuers überall zusammen; dieser häufet sich endlich so sehr an, und sie wirbeln ihn inwendig so lange herum, bis er durch die geborstene Wolke bricht, und weit umher schimmert.

Warum aber der goldene Glanz des Feuers sich bis auf die Erde herab verbreitet, läßt sich aus dem, was ich dir gleich entdecken werde, leicht begreifen. Nothwendig müssen die Wolken selbst eine grosse Menge von feurigen Theilchen enthalten. Denn weil sie gar keine Feuchtigkeit besitzen, so sehen wir, daß sie gewöhnlich eine feurige und schimmernde Gestalt haben. Denn es ist gewiß, daß

sie

sie nicht wenig von dem Lichte der Sonne auf-
fangen, und also nicht ohne Ursache mit rother
Farbe prangen, und Feuer ausspeyen. Er-
eignet sich der Fall, daß sie der treibende Wind
zusammendränget, und in einander presset, so
müssen sie den Vorrath ausströmen, welcher
den feurigen Glanz umher ergießt.

Es blitzet auch, wenn die Wolken anfan-
gen sich zu verdünnen. Denn da sie der Wind
allmählig verstreuet, und auflöset, so kann es
wohl nicht anders seyn; die Feuertheilchen,
welche den Blitz verursachen, müssen von selbst
herabfallen: Allein dann blitzet es ohne alles
Geräusch, und wir werden durch keinen fürch-
terlichen Knall erschrecket. (a)

(a) Erst hat er gesagt, daß die Feuertheilchen, die
sich in den Wolken befinden, durch die Gewalt
des Windes zum Ausbruche gezwungen werden.
Itzt füget er noch hinzu, daß sie selbst in dem
Falle, wann sie nicht herausgepresset werden,
herabfallen müssen, wenn sich nämlich die Wol-
ken

Fragest du mich aber, was der Blitz für Eigenschaften besitze, so muß ich dich auf seine Wirkungen aufmerksam machen. Betrachte die Spuren, die er zurückeläßt, die Brandstätten, welche den Dampf des Schwefels ausathmen. Gewiß ist es, daß alles dieses unverkennbare Zeichen des Feuers, nicht aber des Windes oder des Regens seyn. (a)

Er

ken verdünnen, und allmählig in die Luft verlieren. Hieraus entsteht der sanfte Blitz, der zwar die Augen mit hellem Scheine blendet, aber die Ohren mit keinem Donner erschrecket.

(a) Da der Blitz die Gegenstände, die er berühret, in lichte Flammen setzet, da er selbst Häuser und Dächer anzuzünden vermag, so wird sich wohl niemand getrauen zu behaupten, daß er mit dem Feuer in keiner Verwandtschaft stehe. Daß er aber alles durchdringet, Gold und andere Metalle zu schmelzen im Stande ist, daß er aus unverletzten Geschirren den Wein sauget, oder machet, daß er ausfliesset, das muß man der Schnelligkeit und ausserordentlichen Feinheit des Feuers zuschreiben.

Er entzündet das Feuer auf unsern Dächern, und verbreitet die schädlichen Flammen sogar in das Innerste unserer Wohnungen. Du mußt dir ihn als das allerfeinste Feuer vorstellen, dem keine Gewalt widerstehen kann. Er ist aus den kleinsten und beweglichsten Theilchen zusamengesetzt. Denn er dringet mit unaufhaltsamer Eile durch verschlossene Gebäude, wie jeder Ton der Stimme, jedes Geschrey. Er machet sich einen Weg durch Erzt und Steine, und schmilzt in einem Augenblicke das härteste Gold. Er bewirket es, daß der Wein sich plötzlich aus den unverletzten Krügen flüchte, weil er das Vermögen besitzet, alles umher in lockere Siebe zu verwandeln, und, sobald sich sein Feuer dem Gefässe nähert, jedes Lückchen zu vergrössern. Hiedurch geschieht es, daß er durch zitternde Bewegungen die Masse des Weines verstreuet. Was die Sonne in langer Zeit nicht zu Stande zu bringen vermag, führet er in einem Augenblicke aus. So sehr übertrift die Gewalt des Blitzes an

Beweglichkeit und Nachdrucke das Feuer der Sonne, das doch auch nicht ohne Bedeutung ist.

Woraus der Blitz bestehe, woher ihm diese Stärke komme, daß er mit einem Schlage die festesten Thürme zerschmettern, Häuser umstürzen, tüchtige Balken aus ihren Fugen reissen, die dauerhaftesten Denkmale der Menschen vernichten, Thiere zu Boden werfen, Menschen entseelen kann, und wie das alles heißt, was er noch zu bewirken fähig ist, das will ich dir ohne Verzug eröfnen.

Gewiß ist es, daß der Blitz in dichten und hoch übereinander gethürmten Wolken gebildet werde. Denn man hat kein Beyspiel, daß es bey vollkommener Heiterkeit des Himmels, oder aus dünnen Nebeln jemals geblitzet hätte. Hierüber läßt der Augenschein keinem Zweifel einigen Raum. Wir wissen es alle, daß zu der Zeit, wann es blitzet, unzählige Wolken den ganzen Luftraum erfüllen, daß man beynahe darauf schwören sollte,

alle

alle Finsternisse haben den Acheron verlassen, und den unermeßlichen Bogen des Himmels in Besitz genommen. Aus solchen mitternächtlichen Greueln strecket der starre Schrecken sein Haupt herab, wann das Ungewitter sich beschäftiget, den Blitz zu bilden.

Nicht selten geschieht es auch, daß sich ein schwarzer Nebel, wie ein Bechstrom vom Himmel auf das Meer herab ergießt, seine Dunkelheit weit umher verbreitet, und ein hagelträchtiges Ungewitter zum Gefolge hat, in seinem Innersten thronen Feuer und Winde, und er gewähret einen so fürchterlichen Anblick, daß man sich selbst auf dem festen Lande nicht erwehren kann, zu zittern, und sich in nahe Häuser zu verkriechen. Hieraus können wir schliessen, daß das Ungewitter auch über unsern Häuptern nicht anders gestaltet seyn müsse. Denn wie wäre es anders möglich, daß es die Erde in solche Dunkelheit verstecken könnte, wenn nicht ganze Gebirge von Wolken auf einander geschichtet wären, und allen Schein

der Sonne verbauten? oder woher nähmen sie den ungeheuren Vorrath an Wassern, mit denen sie die Flüsse über ihre Gestade anschwellen, und Aecker und Wiesen überschwemmen, wenn sie sich in der Luft nicht hoch über einander aufthürmten?

Man kann also nicht umhin, zu glauben, daß sie alle von Winden und Feuerfunken strotzen. Hieraus entstehen die mannichfaltigen Donner und Blitze. Denn ich habe dich schon oben gelehret, daß die hohlen Wolken eine Menge von feurigem Saamen enthalten; einen beträchtlichen Vorrath desselben ziehen sie aus der Sonne. Wenn nun der Wind, der sie umher treibt, wie es ihm beliebet, ihnen viele Feuertheilchen ausgepresset, und sich zugleich damit vermischet hat, so wirbelt er sich in ihrem Innersten herum, und schärfet die Blitze. Er kann aus doppelten Ursachen entzündet werden: entweder durch eigene Bewegung, oder durch seine Vermischung mit dem Feuer. Hat er sich einmal erhitzet, oder hat sich ihm

ein

ein tüchtiger Zusatz vom Feuer zugesellet, so zerreisset der reife Blitz in schneller Eile die Wolke, und schlängelt sich herab, und erhellet alle Gegenden mit flüchtigem Schimmer. Hierauf erfolget ein heftiger Knall, daß man glauben sollte, die Feste des Himmels werde aus ihren Fugen gerissen. Dann verbreitet sich durch die ganze Erde eine heftige Erschütterung, den hohen Himmel durchhallen brüllende Donner: Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß sich in einem solchen Augenblicke das Ungewitter auf allen Seiten reget, und allgemeines Gerassel erzeuget wird. Dieß verursachet einen gewaltigen Regen, daß man sich kaum erwehren kann, zu glauben, die Luft habe sich in einen Regen verwandelt, und drohe alles mit einer Sündfluth zu ersäufen. Mit solchem Uibermasse gießt er sich herab, wann eine Wolke zerplatzet, und der befreyte Wind mit donnerndem Geheule herausfährt.

Es darf auch nur ein Windstoß, der sich noch nicht gefangen hat, an eine Wolke, in wel-

welcher der Blitz schon seine volle Reife erlanget hat, anrennen, gleich wird sich durch die mindeste Oefnung, die er gemacht hat, der feurige Wirbel herausreissen, den wir den Blitz nennen. Kaum brauche ich es zu erinnern, daß es gleich viel ist, ob der Wind auf dieser oder auf jener Seite seinen Angrif machet. (a)

Oft geschieht es, daß der Wind ohne den geringsten Feuerfunken aus einer Wolke herausfährt, aber auf dem langen Wege, den er zu durchlaufen hat, erhitzet wird, weil er nach und nach einige grobe Theilchen, welche die Luft nicht so leicht durchdringen können, verlieret, und andere kleinere in der Luft sammelt, die durch die schnelle Bewegung ein Feuer anfachen. Gerade wie eine bleyerne

Ku-

(a) Wenn der eingesperrte Wind die Wolke nicht durchbrechen kann, so wird er von einem andern, der sie von aussenher anfällt, unterstützet. Die Wolke mag auf diese oder auf jene Art zerrissen werden, so wird der reife Blitz herausfahren müssen.

LB Coburg

Kugel nicht selten im Fluge sich erhitzet, wenn sie viele kalte Theilchen in der Luft abstreifet, und entglühet. (a)

Unmöglich ist es auch nicht, daß die blosse Gewalt des Anfalles schon ein Feuer erwecke, wenn nämlich die frostige Kraft des Windes an irgend einen Gegenstand anprellet. Denn hier kann es geschehen, daß durch den heftigen Schlag sowohl in ihm verschiedene Feuertheilchen, als auch in dem Gegenstande, auf den er wirket, gesammelt werden, und sich in die Luft verstreuen. Sehen wir doch,

(a) Der Dichter bringet noch zwo andere Arten bey, wie der Blitz erzeuget werden könne. Einmal ist es nichts unmögliches, daß der Wind, wenn er auch ganz ohne Feuer aus der Wolke herausfährt, durch die schnelle Bewegung erhitzet und entflammt werden kann. Denn pflegt doch eine bleyerne Kugel, wenn sie aus einem Stucke geschossen wird, zu schmelzen. Dieses ist nun freylich so ganz wahr eben nicht, aber damit hat es doch seine Richtigkeit, daß verschiedene Dinge durch allzuschnelle Bewegung in Feuer gerathen.

daß die Flammen aus einem Steine durch den Stahl herausgeschlagen werden. Dieser mag noch so kalt seyn, es schadet nichts; die Feuerfunken sprühen doch, sobald der Schlag geschehen ist, heraus. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit dem Blitze. Die Sache muß angezündet werden, wenn sie anders dem Feuer nichts widersprechendes enthält. Auch ist es so leicht nicht zu vermuthen, daß der Wind eine frostige Kraft sey, da er mit solcher Gewalt in der Höhe stürmet. Denn wenn er auch in helle Flammen durch seine Schnelligkeit, mit welcher er daher brauset, mit aufschlägt, so ist es doch gewiß, daß er bis auf einen gewissen Grad erhitzet werde. (a)

Was

(a) Zweytens, kann es geschehen, daß in dem Augenblicke, da der Wind an irgend etwas anprellet, sich einige Feuerfunken sowohl aus dem Winde, als aus der Sache, an die er anprellet, sammeln; hiedurch wird der Wind entzündet, und der Blitz erhält sein Daseyn. Daß aber ein solcher Zusammenfluß der Feuertheilchen bewirket werden könne, beweiset der Zusammenstoß eines Kiesels mit dem

Eisen.

Was aber dem Blitze seine Behendigkeit, seinen Nachdruck verleihe, und woher es komme, daß er mit solcher Geschwindigkeit herunter eile? Vielleicht, weil er im Schoosse der Wolken schon die nöthigen Kräfte hiezu sammelt, und ein grosses Bestreben äussert, aus ihrer Gefangenschaft zu entweichen. Sobald also die Wolken nicht mehr im Stande sind, den gehörigen Widerstand zu thun, so fährt er auf einmal heraus, und flieget mit solcher Ungestümtheit herab, wie alles, das von einem Geschütze durch die Luft geschicket wird. (a)

Hie-

Eisen. Auch muß man nicht einwenden, daß der Wind eine kalte Kraft sey. Denn das kann man nicht zugeben, wenn man die Schnelligkeit in Erwägung ziehet, mit welcher er dahin fährt. Ist doch auch auch das Eisen nicht minder kalt, und gleichwohl ist es richtig, daß es Funken sprühet, wenn ein Schlag darauf geschiehet.

(a) Aus dem Vorhergehenden wird man sich die Geschwindigkeit des Blitzes, und seine Gewalt ohne Mühe erklären. Der Wind brauset und wirbelt sich, so lange er in den Wolken eingesperret ist,

ohne

Hiezu kömmt noch, daß er aus glatten und winzigen Bestandtheilen zusammengesetzet ist, und es ist schwer, einem Dinge von solcher Beschaffenheit irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen. Denn es schlüpfet überall durch, und windet sich ohne Schwierigkeit auch durch die verschlungensten Gänge. Es hält sich also nicht auf, es findet keinen Widerstand, und sonach ist es denn auch natürlich, daß es in aller Eile dahin fahren muß.

Uiber dieses ist es eine Eigenschaft des Schweren überhaupt, daß es abwärts streben muß. Kömmt aber noch ein Schlag hinzu, so

---

ohne Rast herum, und suchet einen Ausgang. Hat er diesen gefunden, so ist es natürlich, daß er mit grosser Ungestüme sich herausreissen wird. Bedenket man noch, daß er aus glatten und winzigen Theilen bestehet, daß ihm einige Schwere zukömmt, die durch die Gewalt, mit der er sich aus den Wolken herauspreßte, noch vermehret wird; so wird man sich nicht lange wundern, daß er mit solcher Eile herabfahre, und alles umher zerschmettere.

so verdoppelt sich seine Geschwindigkeit, und seine Gewalt nimmt zu, daß es also jedes Hinderniß schneller und mit grösserem Nachdrucke durchbrechen, und seinen Weg verfolgen wird.

Was endlich von einer gar zu hohen Entfernung herabstürzet, muß an Geschwindigkeit immer mehr gewinnen, und es kann nicht gelängnet werden, daß es auf seinem Wege, je länger er dauert, neue Kräfte sammelt, und die Heftigkeit seines Schlages vermehret. Denn dadurch bewirket es, daß seine Theilchen sich alle auf einen Punkt richten, weil sie der schnelle Wirbel mit sich hinreisset.

Es kann auch wohl seyn, daß der Blitz manches aus der Luft an sich ziehet, das seiner Geschwindigkeit einen grösseren Nachdruck giebt.

Wie kömmt es aber, daß er die Dinge, durch die er seinen Weg nimmt, nicht zerstöret,

ret, und so manches unbeschädiget läßt? Weil das Feuer sich durch jede Oefnung zu dringen vermag. Manches aber wird zerstöret, wenn es sich trift, daß der Blitz oben auf die Fugen anprellet, welche die Dinge zusammenhalten.

Es kostet dem Blitze keine Mühe, das Erzt zu schmelzen, und das Gold in einen Feuerstrom zu verwandeln. Weil er aus so kleinen Theilchen bestehet, und von einer so glatten Beschaffenheit ist, daß er sich ohne Schwierigkeit in alles einschleichen, und alle Knotten auflösen kann.

Im Herbste wird die hohe Burg des Himmels, mit glänzenden Sternen gezieret, und der Mittelpunkt der Erde weit heftiger und gewöhnlicher erschüttert, als im Winter, und im Frühlinge, wenn der süsse Duft der Blüthen und Blumen auf allen Feldern herrschet, weit öfter als im Sommer. Weil im Winter der Frost das Feuer verschlinget, und

im

im Sommer die Winde der grossen Hitze weichen, und auch die Wolken nicht so dicht auf einander gehäufet zu seyn pflegen. Wenn also die Jahreszeit das Mittel zwischen beyden hält, so vereinigen sich verschiedene Ursachen zur Bildung des Blitzes. Denn die Beschaffenheit einer solchen Jahreszeit mischet Frost und Hitze schon selbst unter einander, deren jedes zur Hervorbringung des Donners erfodert wird, damit die Zwietracht der Dinge entstehe, und die siedende Luft von dem Feuer und den Winden mit schrecklichem Getöse in Wallung gebracht werde. Der Frühling ist der Anfang der Wärme, und das Ende der Kälte: Daher muß es denn auch geschehen, daß diese so ungleichartige Dinge mit einander kämpfen, und alles in Aufruhr setzen. Die Jahreszeit, die wir den Herbst zu nennen pflegen, vermischet die letzten Kräfte der Wärme mit dem entstehenden Froste. Natürlich werden auch dann der Winter und Sommer in heftige Kämpfe gegen einander ausbrechen. Man irret also nicht, wenn man diesen Zu-

stand den Krieg der Jahreszeiten nennet. Und es ist sich eben nicht zu verwundern, daß dann die meisten Blitze durch die Lüfte flügen, und heftige Ungewitter sich am trüben Himmel zusammenziehen, weil der Krieg zwischen dem Feuer, den Winden und dem Wasser alle Ruhe verbannet.

Das heißt, die Beschaffenheit des leuchtenden Blitzes kennen, und einen Grund von seinen Wirkungen anzugeben wissen: Umsonst blättert man die dunkeln Weidsprüche Tyrrhenischer Wahrsager durch, umsonst forschet man dem geheimen Plane der Götter nach. Auf diesem Wege lernet man nicht einsehen, woher der Blitz entstehe, wohin er seinen Lauf genommen habe, auf welche Weise er durch feste Mauern zu dringen, und nachdem er grosse Verheerungen angerichtet hat, wieder in freye Lüfte zu verfliegen im Stande sey, und welche Gefahren den herabeilenden Donnerkeil begleiten. (a) Wenn

(a) Der Dichter konnte sich die Gelegenheit nicht entwischen lassen, sich mit den Wahrsagern und Zei-

Wenn Jupiter und andere Götter den glänzenden Bogen des Himmels mit schrecklichem Gerassel erschüttern, und die Blitze nach ihrem Belieben umher verschleudern, warum machen sie nicht, daß diejenigen, die sich durch irgend ein abscheuliches Verbrechen ausgezeichnet haben, aus durchbohrter Brust stinkende Schwefelflammen athmen, und den übrigen Sterblichen zur Warnung dienen? warum wälzet sich derjenige vielmehr in strafenden Feuern, der sich keiner Vergehung bewußt ist? warum drehet ihn ein schneller Wirbel ohne Rettung herum, und reisset ihn dem feurigen Untergange zu?

Warum bekriegen sie nur hauptsächlich einsame Gegenden, und nützen sich mit eitler Mühe ab? warum üben sie ihre Hände und stär-

Zeichendeutern einen Spaß zu machen. So müßt ihr den Blitz erklären, saget er: Ihr werdet nichts ähnliches in euren Büchern, die von sinnlosen Hirngespinnsten wimmeln, finden. Kürzer und zugleich schöner hätte er sich nicht ausdrücken können.

stärken ihre Arme, und haben ihre Lust daran, ihre Pfeile an dem Schoosse der Erde zu stumpfen? Warum läßt dieß ihr Vater überhaupt zu? gehört sie nicht ihm an? Warum sparet er sein Geschoß nicht lieber für seine Feinde auf?

Endlich, warum schleudert Jupiter seine Blitze niemals herab, wenn der Himmel in völliger Heiterkeit pranget? Warum läßt er damals keine Donner brüllen? Etwa darum, weil er sich auf die Wolken, nachdem sie sich gesammelt haben, herabläßt, um von ihnen den Ort erzielen zu können, den er treffen will? Warum wirft er seine Keule in das Meer? was haben ihm die Wasser zu leide gethan? wessen beschuldiget er die schwimmenden Ebnen? (a)

Uiber

(a) Der Dichter entreisset dem Jupiter und den übrigen Göttern den Blitz, dessen sie sich eben nicht sehr weislich zu bedienen scheinen. Und hiemit bricht er den Zeichendeutern ohne Barmherzigkeit

Uiber dieses will er entweder, daß wir dem Blitze ausweichen sollen, oder nicht. Will er, so läßt sich nicht begreifen, warum er ihn unsern Augen entziehet, warum wir nicht im Stande seyn sollen, ihn zu sehen, wenn er herabfährt. Will er uns aber ganz unvermuthet mit seinem Feuer tödten, warum läßt er den Donner auf der Seite erschallen, von welcher der Blitz kommen soll? warum giebt er uns das Zeichen, auf unserer Huth zu seyn? warum sammelt er vorher mitternächtliche Finsternisse, fürchterliches Gerassel und dumpfes Gebrülle? (a) Wie

zigkeit den Stab. Denn schleudern die Götter keine Blitze herab, so giebt es keine Wahrsagerey: rühren sie aber wirklich von den Göttern her, warum treffen sie nur auf die Unschuldigen, warum entgehen die Verbrecher ihrer Rache? Was hat Jupiter für einen Nutzen davon, daß er seine Keule in einsame Gegenden verschwendet? oder in das Meer? oder auf hohe Gebirge? Warum blitzet es nie ohne Wolken? Warum zerschellet er die Bildnisse der Götter? u. s. w.

(a) Wunderlich ist es, was Lukrez für Kunstgriffe anwendet, den Jupiter des Blitzes zu berauben.

Wie soll man glauben, daß er allein das Vermögen besitze, in einem Augenblicke zugleich in verschiedene Gegenden seine Pfeile abzudrücken? oder hättest du wohl das Herz zu läugnen, daß es nicht in der nämlichen Zeit verschiedene Schläge gethan habe? Es ist oft geschehen, und mußte wohl. Denn wie es in verschiedenen Gegenden regnet, so muß es auch in einer und eben derselben Zeit mehrere Blitze geben können.

Was kann ihn bewegen, mit feindlichen Donnerkeilen die Tempel der Götter, und seine Sitze zu zerstören? Warum vernichtet er die schönen Bidsäulen der Himmlischen, und leget selbst

Entweder, saget er, Jupiter will, daß wir dem Blitze entgehen sollen, oder nicht. Will er, warum ist der Blitz so fein, so schnell, daß er unserer Bemerkung entgehet? will er es nicht, warum überziehet er den Himmel mit gräßlicher Dunkelheit? u. s. w. Man weiß, daß zu gleicher Zeit mehrere Blitze sich in verschiedene Gegenden ergiessen; würde dieses dem Jupiter allein nicht allzuviele Mühe verursachen?

selbst Hand an, seinen Statuen durch verschiedene Narben alles Ansehn zu benehmen? Warum verschleudert er seine Blitze nur gemeiniglich auf hohe Gebirge, und woher kömmt es, daß wir die meisten Spuren davon auf den Bergen finden.

Aus allen diesen ist es leicht, dasjenige kennen zu lernen, was die Griechen Prester nennen, und die Ursache zu entdecken, welche es von den oberen Gegenden in das Meer herabschicket. Denn es ereignet sich zuweilen, daß sich etwas wie eine Säule vom Himmel in das Meer herabläßt, um welches die Wogen, von heftigen Stürmen gewirbelt, zu sieden scheinen. Alle Schiffe, die sich in einen solchen Strudel wagen, laufen die größte Gefahr. In diesem Falle muß man glauben, daß der Wind die Wolke, in der er sich befindet, nicht durchdringen kann, sondern er drücket sie herab, daß es scheinet, eine Säule drehe sich vom Himmel zum Meere herab; aber so gemach, als ob man etwas mit der

Hand nach und nach in das Wasser herunterzöge. Endlich gelingt es ihm doch, sich eine Oefnung zu machen, und er stürzet sich mit solcher Heftigkeit heraus, daß das Meer in wundersame Bewegungen aufwallet. Denn der Wirbel senket sich mit der Wolke zugleich herab, und hat er sie so weit gebracht, daß er sie in das Gewässer untertauchen kann, so bricht er auf einmal mit ganzer Gewalt heraus, und erreget in dem siedenden Meere ein schreckliches Getümmel.

Es geschieht wohl auch, daß sich ein Wirbelwind selbst mit Wolken umziehe, indem er ihre Bestandtheile aus allen Gegenden der Luft zusammenraft, und gewissermassen den herabfahrenden Prester nachahme. Gesetzt nun, er habe die Erde erreicht, und seine Hülle zerrissen, so kann es nicht anders seyn, er muß einen heftigen Sturm verursachen. Da dieß aber nur selten sich ereignet, weil die mannichfaltigen Gebirge hiezu nicht wohl übereinstimmen, so ergiebt sich die Ursache

von selbst, warum das offene Meer der ganz eigene Tummelplatz solcher Aufrührer ist.

Die Wolken häufen sich, indem verschiedene Körper in der obern Luft zusammentreffen, die so beschaffen sind, daß sie sich leicht an einander hängen können. Diese bilden die erste Anlage, woraus die grösseren Wolken nach und nach entstehen. Denn eine schlinget sich an die andere. Durch diese Vereinigung nimmt die Masse des ganzen Gewölkes zu, und die Winde treiben sie so lange umher, bis ein gräuliches Ungewitter daraus erfolget. (a)

Wir wissen aus der Erfahrung, daß die Himmel an steigenden Gipfel der Berge nach

 Maß-

(a) Der Dichter erkläret den Ursprung der Wolken. Gewisse Körperchen, die in der Luft herumschweben, und so beschaffen sind, daß sie leicht in einander sich verschlingen können, sammeln sich, und bilden ganz dünne Wolken. Aus diesen, je mehr sie sich häufen, und zusammendrängen, entstehet hernach das Gewölke.

Maßgebung ihrer Höhe mehr oder weniger zu dampfen pflegen, und immer mit einem wolkigten Schleyer umzogen seyn. Der Grund hievon ist leicht zu finden. Weil die Winde die Wolken gleich nach ihrer Entstehung, und ehe sie unsere Augen zu erblicken vermögen, auf die höchsten Gipfel der Berge empor hauchen. Und hier nur, nachdem sie sich mehr und mehr verdicket, und grösseren Zuwachs erhalten haben, sind wir erst im Stande, sie zu sehen, und daher kömmt es, daß sie uns aus den feuchten Gipfeln der Berge in die Luft zu steigen scheinen. Denn unsere eigene Uiberzeugung belehret uns, wenn wir uns die Mühe nehmen wollen, den Gipfel eines Berges zu erklettern, daß die hohen Wohnungen der Winde nicht eingewölket seyn. (a)

Dar-

(a) Die meisten Wolken scheinen aus den Gipfeln hoher Berge aufzusteigen. Weil die leichten Nebeln. die nicht gesehen werden können, von den Winden dahin verschlagen werden, und dort erst in die Augen fallen, wenn sie sich mit mehreren vereiniget haben.

Daraus, daß die aufgehangenen Kleider am Ufer des Meeres die Feuchtigkeit einsaugen, kann man schliessen, daß die Natur keinen geringen Theil vom Meere zu ihren übrigen Erscheinungen zu borgen pflege. Und man hat gute Gründe zn glauben, daß auch zur Vermehrung der Wolken aus dem Salzwasser des Meeres viele Beyträge geliefert werden müssen. Aus eignem Triebe zwar wird dieses wohl nicht geschehen. Denn man nehme ein Wasser, welches man will, so ist es gewiß, daß es weder Blut, noch irgend eine Anlage zu vernünftigen Handlungen enthalte. (a)

Uiber dieses bemerken wir, daß sowohl aus allen Flüssen, als auch aus der Erde

(a) Damit es aber nie an Stoffe fehle, woraus die ungeheuren Wolkengebirge entstehen können, so läßt er auch aus dem Meere Dämpfe und Dünste sich erheben, aus den Flüssen, und sogar aus der Erde. Nicht zwar in der Meinung, daß einige Erdetheilchen in die Höhe gezogen werden, welches Gassendi glaubte, sondern weil die Erde, von Thau und Regen benetzet, zu rauchen scheinet.

selbst verschiedene Dünste aufsteigen, die gerade wie der Hauch aus dem Munde gepreßt, und in die Höhe getrieben werden, wo sie den Himmel mit ihrem Schleyer umziehen, und nach und nach, je nachdem sie sich mehr oder weniger sammeln, ungeheure Wolkengebirge zu Stande bringen.

Denn der Ausfluß des gestirnten Gewölbes trägt das seinige auch bey, daß sie sich immer mehr verdicken, und ist ohne Unterlaß beschäftiget, die feuchten Nebeln mit ausgebrannten Stäubchen zu vermischen.

Hiezu kommen noch diejenigen Körperchen, die ausser aller Verbindung herumschweben, und deren Bestimmung es ist, Wolken und fliegende Dünste zu bilden. Denn ich habe dir schon gesagt, daß die Saamenstäubchen unter keine Zahl begriffen werden können, und das Unermeßliche keine Gränzen habe. Du wirst auch die erstaunliche Geschwindigkeit nicht vergessen haben, mit welcher sie nach

mei-

meiner Lehre herumschweben, und in einem Augenblicke den größten Raum durchlaufen können. Was Wunder also, daß oft das fürchterlichste Ungewitter in kurzer Zeit ganze Reihen von hohen Gebirgen, das Meer und die Erde mit überhangender Finsterniß bedecket, da man sieht, daß ihren Bestandtheilen in allen Oefnungen der Luft, in allen Athemlöchern der Welt der Ein- und Ausgang immer offen stehet.

Nun mache dich gefaßt, zu hören, wie die Feuchtigkeit sich in den hohen Wolken sammelt, und als Regen sich auf die Erde herunterströmet. Vors erste, hofe ich, wird man mir zugeben, daß sich der Saamen des Wassers mit den Wolken selbst aus allen Dingen in die Höhe ziehe; daß sie beyde, die Wolken und das Wasser, das sich in ihnen befindet, mit einander wachsen, gerade so, wie unser Leib und unser Blut in gleichem Verhältnisse mit einander zunehmen, der Schweiß und alle Feuchtigkeit, die sich in unseren Glie-

dern

dern aufhält. Auch saugen die Wolken, wann sie von den Winden über das Meer gejaget werden, wie die wollenen Decken, die man an dem Ufer ausspannet, viele Feuchtigkeit ein. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit den Flüssen, eine Menge von Wassern wird ihnen von den Wolken entführet. Gesetzt nun, es haben schon viele Saamentheilchen des Wassers auf verschiedene Weise sich in den Wolken gesammelt; was ist natürlicher, als daß die gedrängten Wolken den Regen mit doppeltem Wucher herabschütten müssen? Denn sowohl der Wind, als selbst die grössere Menge des Wassers gereichet ihnen zur Last, sie befinden sich gewissermassen in einer Klemme, und können nicht umhin, den Regen herabströmen zu lassen. (a)

Auch

(a) Woher der Regen? Hierauf antwortet unser Dichter, daß viele Wassertheilchen mit dem Saamen der Wolken in die Höhe gezogen werden, und, wie das Blut und die übrige Feuchtigkeit mit unserm Leibe, mit den Wolken zugleich vermehret werden. Hiezu kommen noch die verschiedenen

Auch wenn die Wolken von den Winden zerstreuet, oder von der Sonnenhitze geschmolzen werden, senden sie einen Regen herab, und träufeln, wie das Wachs, wenn man es an einem Feuer zerrinnen läßt.

Aber wenn die Wolken sowohl von ihrem Uibermasse als von dem kräftigen Hauche der Winde bedränget werden, da fließt der Regen in grosser Menge herab.

Der Regen pflegt lange Zeit anzuhalten, wenn die Saamentheilchen des Wassers in ungewöhnlichem Uiberflusse sich gesammelt haben, und eine Wolke sich über der andern lagert, von allen Seiten Regendünste herbeygetrieben wer-

---

denen Wassertheilchen, welche die Wolken aus dem Meere und aus den Flüssen aufziehen. Was ist also natürlicher, als daß die Wolken, nachdem sie sich auf solche Weise mit Wassern angefüllet haben, entweder durch einen Anfall der Winde, oder durch eigenes Gewicht in die Enge gepreßt, genöthiget werden, ihre Ladung herabfliessen zu lassen.

werden, und die dampfende Erde die empfangene Feuchtigkeit wieder zurücke schicket.

Wenn die Sonne in dem Augenblicke, da der Himmel mit schattigten Wolken umzogen ist, von der entgegengesetzten Seite mit ihren Strahlen die Regenwolke beschimmert, gestaltet sich in den schwarzen Wolken der farbigte Regenbogen. (a)

Alles übrige, was in der Höhe gebildet wird, und Kräfte sammelt, alles, was in den Wolken zusammenschmilzt, den Schnee, Wind, Hagel, den kalten Reif, den klappernden Frost, das Eis, welches die Wasser in harte Felsen verwandelt, und den Lauf der Ströme verhindert, alles dieses wirst du dir ohne Mühe erklären, und gewiß wegen der

Art

(a) Lukrez sagt nicht viel vom Regenbogen. Was war es aber auch nöthig? Denn wenn die Sonne eine Thauwolke, die ihr gegenüberstehet, mit ihren Strahlen beschimmert, entstehet der Regenbogen. Von dem Farben bringet er nichts bey.

Art und Weise, wie sie entstehen, und wegen der Ursache, warum sie entstehen, nicht verlegen seyn, wenn du die Beschaffenheit der ersten Urkörper wohl gefasset hast. (a)

Laß uns auf das Erdbeben übergehen, und untersuchen, woher es seinen Anfang nehme. Hiezu wird es nöthig seyn, daß du dir die Erde so vorstellest, wie sie ist, das Unterste gerade so, wie das Oberste mit Winden und Höhlen erfüllet. In ihrem Mittelpunkte befinden sich Seeen und Sümpfe, Klippen und überhangende Felsen. Auf ihrem Rücken wälzen andere Ströme ihre Wogen und versenkte Steine dahin. Denn es kann

nicht

(a) Wer den Schnee, den Wind, den Reif, das Eis und dergleichen in genaue Betrachtung nimmt; wer sein Augenmerk auf die Wolken und den Regen richtet; wer die verschiedenen Gestalten, Formen und Bewegungen der Urkörper wohl inne hat, der wird auch diejenigen Meteore, von denen Lukrez keine Erklärung giebt, ohne grosse Mühe sich selbst erklären können.

nicht anders seyn, sie muß sich auf allen Seiten gleichen. (a)

Dieses vorausgesetzt; so können wir glauben, daß die Erde bebe, wann die lange Dauer der Zeit ungeheure Gewölbe untergräbt. Denn ganze Gebirge stürzen sich alsdenn hinab, und es ist nothwendig, daß von der heftigen Erschütterung allgemeine Schauer sich umher verbreiten. Dieses, hofe ich, wird nicht geläugnet werden, da man weiß, daß ganze Häuser erzittern, wenn auch keine gar zu grossen Lastwägen vorüber gehen. Ja sie werden schon

(a) Um einen richtigen Begrif vom Erdbeben geben zu können, müssen einige Voraussetzungen, die doch niemand noch geläugnet hat, angenommen werden: Man nehme also an, daß die Erde voller Hohlungen ist, in welche der Wind einbrechen kann. Man nehme an, daß es im Mittelpunkte der Erde Seeen und Teiche giebt, und mehrere Ströme sich durch ihre inneren Gänge wälzen; und nun haben wir alles, was wir brauchen, das Erdbeben zu erklären. Es darf nur eine Höhle einstürzen, oder ein Stück Erde sich losreissen, und in die Wasser hinabfallen.

schon erschüttert, wenn rasche Pferde die hüpfenden Räder, mit Eisen beschlagen, durch die Gasse rollen.

Es geschieht auch, wenn sich ein grosses Stück Erde, welches das lange Alter mürbe gemacht hat, in irgend einen weiten Sumpf hinabstürzet, daß das Wasser mit grosser Gewalt in Bewegung gesetzet wird, und von seinen Wogen die Erde genöthiget wird, hin- und her zu wanken. Die nämliche Bewandtniß hat es mit jedem Gefässe; es kann nicht ruhig auf der Erde stehen, so lange das siedende Naß, das sich darinn befindet, nicht aufhöret, zweifelhafte Wellen zu schlagen. (a)

Uiber dieses kann der Wind in unterirdischen Höhlen der Erde sich an eine Seite stemmen, und mit unbezwinglicher Gewalt das Gleich-

(a) Denn hiedurch wird das Wasser in Wallung gebracht, und es ist natürlich, daß die Erde, welche gleichsam das Gefäß dieses Wassers ist, dadurch auch gerüttelt werde.

Gleichgewicht des hohen Gewölbes stören. Die Erde neiget sich auch dahin, wo der Anfall des Windes am heftigsten ist. Eine Folge davon ist, daß die Häuser, welche auf der Oberfläche der Erde stehen, je näher sie an den Himmel reichen, mit desto grösserer Gefahr einen Einsturz gegen jene Seite drohen. Die herausgerissenen Pfeiler sind im Begriffe von ihrer Stelle zu rücken, und es ist den erschrockenen Menschen zu verzeihen, wenn sie in solchen Augenblicken, da sie so grosse Lasten der Erde hinfallen sehen, die fürchterliche Meinung hegen, daß der Welt ihr gänzlicher Untergang bevorstehe. Bliesen die Winde nicht wieder von der entgegengesetzten Seite her, so würde sie keine Stütze finden, und es wäre nicht möglich, sie von ihrem Verderben zu retten. Weil sie aber mit ihrem Hauche abwechseln, Kräfte sammeln, und wieder in ordentlichen Haufen weichen, und das Feld räumen, so geschieht es, daß die Erde öfter zu versinken drohet, als es in der That zu fürchten ist. Denn sie wanket nur hin und wieder, und

setzet sich nach einigen Augenblicken wieder in ihr voriges Gleichgewicht. Aus diesem Grunde muß man es sich erklären, warum die Häuser zittern, die hohen mehr als die mittelmäßigen, und diese wiederum stärker als die niedrigen, von denen man kaum spüret, daß sie sich bewegen. (a)

Hienächst liegt eine grosse Ursache des Erdbebens darinn, wenn sich der Wind plötzlich, entweder von aussenher, oder von der Erde selbst gezeuget, in unterirdische Höhlen verirrt, und alles umher mit grossem Geheule durchrauschet: Er wirbelt sich, und hat er den höchsten Grad seiner Stärke erreichet, so reisset er sich heraus, spaltet die Erde, und verur-

(a) Wenn der Wind in irgend eine Höhle der Erde verschlagen wird, so machet er die Erde wanken. Weil aber sein Hauch nicht ohne Unterlaß fortwähret, und zuweilen auch wieder nachläßt, so setzet sich die Erde durch ihr eignes Gewicht wieder in den alten Stand, oder wanket auf die andere Seite hinüber, und verursachet dadurch den Einsturz der Mauern.

sachet dadurch, daß weite Schlünde sich öfnen. Ein Beyspiel hievon sah man zu Sidon in Tyrien, zu Aegis im Peloponneß. Die Gefahr, welche diese Städte verschlang, beweiset, was der Wind, wenn er sich aus seiner Gefangenschaft befreyet, für ein Beben der Erde verursachet, und was er für Städte zu schleifen vermag. Noch viele andere feste Wohnplätze der Menschen haben ihren Untergang dem Erdbeben zu verdanken gehabt, und viele Seestädte sind mit ihren Einwohnern zugleich versunken. Gesetzt auch, es gelinge dem Winde nicht, sich einen Ausgang zu öfnen, so wälzet er sich doch von einer Höhle zur andern, wie der Schauer durch unsere Glieder, und erwecket dadurch ein allgemeines Erzittern. Nicht anders, als wenn uns der Frost bis in das Innerste durchdringet, und auch wider unsern Willen am ganzen Leibe zu zittern zwinget. Daher schwebet man in allen Städten in ungewisser Angst. Man trauet weder dem obersten, noch dem untersten Stockwerke seines Hauses. Man fürchtet, die Erde werde

ihre

ihre Höhlen einsinken lassen, werde ihren Schlund weit aufreissen, und mit dem Schutte zusammengefallener Mauern erfüllen. (a)

Man mag also noch so fest darauf glauben, daß der Himmel und die Erde in ewiger Unverletzlichkeit beharren werden, die gegenwärtige Gefahr wird es doch an gewissen Ahndungen nicht fehlen lassen, welche das Gegentheil zu prophezeihen scheinen. Man wird zuweilen von der Furcht ergriffen werden, daß die Erde unter unsern Füssen weggezogen, und in den Abgrund gestürzet, die unendliche Reihe der Dinge vernichtet, und die ganze Welt in einen unförmlichen Klumpen verwandelt werden möchte. (b)

 Nun

(a) Dringet der Wind durch jene Höhlen heraus, und spaltet die Erde, so werden Inseln und Städte verschlungen; dringet er aber nicht durch, so verursachet er nur einige Erschütterungen, die man aber eben nicht verachten darf. Denn man kann nicht wissen, ob sie sich nicht so sehr verstärken werden, daß sie die Mauern der Häuser zusammenschütteln können.

(b) Der Dichter zieht diejenigen auf, welche behaupten, daß die Welt nie vergehen werde, und doch

Nun haben wir noch einige Rechenschaft zu geben, warum das Meer nie vergrössert werde. Vors erste kann man sich nicht genug verwundern, daß der ungeheure Zusammenfluß von Wassern, indem sich alle Ströme von allen Seiten dahin ergiessen, das Meer nicht über sein Gestade hinausschwelle. Hiezu kommen noch der Regen, die fliegenden Nebeln, welche das Meer und die Erde bethauen und begiessen; hiezu kommen die eigenthumlichen Quellen des Meeres: Man kann nicht sagen, daß alles dieses das Meer nur um einen Tropfen über seine Grösse erhöhe; um so weniger ist es sich zu verwundern, daß es keinen Zuwachs erhalte.

Einen grossen Theil entziehet ihm die Sonnenhitze. Denn wir wissen aus der Erfahrung, daß die nassen Kleider von den brennenden Strahlen der Sonne getrocknet werden.

Der

in dem Augenblicke, da sie die Erde, einen beträchtlichen Theil derselben, wanken sehen, ihren Untergang fürchten.

Der Meere giebt es viele; sie breiten sich über alle Massen weit aus. Gesetzt also, die Sonne schlürfe nur einige Tröpfchen in allen Gegenden des Meeres auf; so wird doch der ganze Raub nicht unbeträchtlich seyn können, wenn man den ganzen Umfang des Meeres in Erwägung ziehet.

Auch die Winde können dem Meere, wenn sie mit ihren Flügeln darüber hinfahren, einen grossen Verlust verursachen. Denn wem ist es nicht bekannt, daß sie in einer Nacht die Wege austrocknen, und den weichen Koth in harte Schollen verwandeln können? (a)

(a) Woher kömmt es aber, daß das Meer durch den unendlichen Zufluß, den es von den Strömen erhält, keine Uiberschwemmungen verursachet? Hierauf antwortet der Dichter, daß der Schlund, in welchem die Flüsse sich ergiessen, von solcher Grösse sey, daß alle Flüsse mit ihren Wassern kaum einen Tropfen hineingeschüttet zu haben scheinen müssen. Zweytens ziehet die Sonne viele Feuchtigkeit aus dem Meere. Drittens rauben ihm die Wolken einen beträchtlichen Theil, und endlich strömen die

Zudem wirst du dich erinnern, daß ich von den Wolken gelehret habe, daß sie eine Menge von Wassern aus dem Meere einsaugen, und in alle Gegenden der Erde verspritzen, wenn es regnet, und die Winde das Gewölke herumjagen.

Uibrigens, da die Erde von lockerer Beschaffenheit ist, und die Gestade des Meeres umringet, so kann es wohl nicht anders seyn, daß sich das Wasser, wie es sich aus der Erde in das Meer ergiesset, wieder aus dem gesalzenen Meere in die Erde vertheilen muß. Denn es seiget sich durch, und die Wassertheilchen strömen wieder in die Quellen der Flüsse zurück. Hieraus wallen die Fluten in süssen Wogen über der Erde die bekannten Wege wieder hinab, die sie schon einmal gemacht haben.

Nun

die Flüsse aus dem Meere durch die unterirdischen Gänge der Erde wieder zu ihren Quellen zurück. Was Wunder also, daß sich das Meer niemals über seine Gränzen erhebt?

Nun wollen wir auch untersuchen, warum sich zuweilen aus der Mündung des Berges Aethna gewaltige Feuerströme mit solcher Wuth ergiessen. Denn man wird doch wohl nicht glauben, daß die Feuersnoth, welche die Sizilischen Felder verheerte, und alle Augen der benachbarten Völkerschaften auf sich richtete, da jeder, welcher das hohe Gewölke des Himmels von glühenden Funken erleuchtet sah, ängstliche Sorgen in seinem Innersten hegte, und nicht wußte, was die Mutter der Dinge Neues begänne, von den Göttern entstanden sey. (a)

(a) Wahr ist es, der Aethna speyet Feuer aus, und richtet grosse Verheerungen in seiner Nachbarschaft an. Allein man muß sich deshalb nicht so sehr verwundern, und ja nicht glauben, daß hiezu die Kräfte der Natur nicht hinreichen. „Ja, sagt „man, die Feuerströme sind aber so groß, und „ihre Wirkungen ausserordentlich:" Das heißt: man hat noch keine grössere gesehen; und ich würde diesen Einwurf noch entschuldigen, wenn man nicht gewohnt wäre, in anderen Dingen eben so über-

Um einen richtigen Begrif hievon zu bekommen, muß man sehr weit ausholen, seine Blicke nicht über die Oberfläche nur hinglitschen lassen, und alles von allen Seiten betrachten. Man muß es nie vergessen, daß das Ganze von unermeßlichem Umfange sey, und der Himmel nur ein kleines Theilchen desselben, ein Theilchen, das sich aus vielen andern gar nicht ausnimmt, genennet werden könne. Man muß das Verhältniß nicht aus den Augen lassen, das der einzelne Mensch gegen die ganze Erde hat. Und dann, wenn man dieß alles mit gehöriger Aufmerksamkeit erwogen hat, wird man aufhören, sich über manches zu verwundern, das man ohne solche Vorbereitung mit grossen Augen anstaunet.

Wer

übereilte Schlüsse zu machen. Alle Grösse ist nichts, alles, worüber wir uns so mächtig verwundern, höret auf, unser Erstaunen zu erwecken, sobald wir unsere Gedanken auf das Unendliche richten, u. s. w.

Wer unter uns allen verwundert sich, wenn er höret, daß irgend jemand das hitzige Fieber bekommen habe, oder von einer anderen Krankheit gepeiniget werde? Denn ein Fuß schwilt plötzlich auf, ein heftiger Schmerz wüthet in den Zähnen, er greift selbst die Augen an, das heilige Feuer schleichet durch alle Glieder, und setzet eines nach dem andern in Brand. Woher? die Antwort ergiebt sich von selbst. Weil der Saame verschiedener Dinge vorhanden ist, und sowohl die Erde als der Himmel Böses in grosser Menge enthält, woraus die unheilbarste Krankheit erwachsen kann. Auf die nämliche Art muß man glauben, daß der Erde sowohl als dem Himmel aus dem Unendlichen hinlänglicher Vorrath zugeführet werde, wodurch die heftigsten Erdstösse verursachet, der reissendste Wirbel über Meer und Land gewälzet, und der Aethna in den Stand gesetzet wird, den Himmel mit seinem Feuer zu überströmen. Denn das kann wohl niemand läugnen, daß das hohe Gewölbe des Himmels davon zu entbrennen pfleget.

Die

Die häufigere Versammlung der Wassertheilchen verursachen grosse Regengüsse. Dieses Beyspiel erläutert alles.

Aber, saget man, so grosse Feuerfluten übertreffen alle Vorstellungen. Als ob derjenige nicht diesen oder jenen Fluß auch für den größten hielte, der noch keinen grösseren gesehen hat! Als ob man einen Baum, einen Menschen nicht oft auch wegen seiner Grösse anstaunte, und die löbliche Gewohnheit hätte, dasjenige über alle Massen zu vergrössern, mit dem wir nach unserer Erfahrung kein anderes zu vergleichen wissen. Indeß hat es doch seine Richtigkeit, daß Himmel, Meer und Erde gegen das Unendliche nur unbedeutende Pünktchen seyn.

Wie dem aber auch sey. Ich will es doch über mich nehmen, die verschiedenen Ursachen anzugeben, aus welchen sich die aufrührischen Feuerfunken so plötzlich aus der innersten Werkstätte des Aethna in die Luft

herum

herum ergiessen. Vors erste mußt du dir einbilden, daß der ganze Berg mit vielfachen Höhlen versehen ist, deren Wände mit Kieselsteinen ausgeleget sind. In diesen Höhlen befindet sich einige Luft, oder auch Winde. Denn der Wind entstehet, wenn die Luft in starke Bewegung gesetzet wird. Nun setze den Fall, daß er sich erhitze, und alles um sich her, Steine und Erde, durch seine Berührung, der Kälte beraube, und brennende Feuerfunken aus ihnen schlage, gleich wird er sich erheben, und die hellen Flammen durch die offene Mündung des Berges weit umher verbreiten, glühende Funken, aber auch schwarzen Dampf vor sich hertreiben: Was aber die klärsten Beweise ableget, daß es der Wind ist, der solche Wirkungen hervorbringet, ist, daß zugleich Steine von ungeheurem Gewichte mit herausgestossen werden. (a)

Hiezu

(a) Will man wissen, warum die Feuerströme mit solcher Gewalt aus der Mündung des Aethna brechen? Lukrez schiebet die Schuld davon auf

den

Hiezu kömmt auch, daß das Meer an dem Fusse des Aethna einen grossen Theil seiner Wellen bricht, und in sich verschlinget. Von dem Meere bis an die hohe Mündung des Berges laufen hohle Gänge, und man muß gestehen, daß er hiedurch seinen Weg nimmt, wenn das Meer sich zurückeziehet, die Gegenstände von unten bis hinauf mit sich fortreißt, und am obersten Rande wieder herausstößt. Darum wallen nicht nur helle Flammen empor, sondern er wirft auch Steine aus, und hagelt ganze Wolkenbrüche von sandigtem Staube herab. Auf der Höhe befinden sich windigte Schläuche, wie man sie zu nennen pflegt, und die wir die Mündung nennen.

Doch

---

den Wind. Woher aber dieser Wind? Entweder die Saamentheilchen, woraus er bestehet, kommen aus allen Gegenden des Unermeßlichen in der Höhle des Berges zusammen, und jagen das Feuer heraus, oder er schlüpfet durch die Oefnungen, die sich an dem Fusse des Berges befinden, hinein, und bewirket jene Erscheinungen. Es ist wohl auch nicht zu läugnen, daß selbst in den Schlünden des Aethna der Wind erzeuget werden könne.

Doch giebt es auch so viele Wirkungen, die sich aus so verschiedenen Gründen können ergeben haben, daß es nicht genug gethan zu seyn scheinet, nur einen anzuführen, sondern um den wahren nicht zu verfehlen, mehrere zum Vorscheine gebracht werden müssen. Zum Beyspiele: Du siehst in der Ferne den Leichnam eines todten Menschen liegen: wie viele Ursachen können seinen Tod verursachet haben! und du wirst sie alle nennen müssen, oder es kann seyn, daß du die wahre nicht getroffen hast. Denn gesetzt auch, du wolltest behaupten, daß er durch Waffen oder durch Gift hingerichtet worden sey, daß ihn eine Krankheit, oder die Kälte aufgerieben habe, so würde es doch noch eine Frage bleiben, ob du das rechte Ziel getroffen habest, oder nicht? Wir wissen nur, daß dieß oder das, was die herumstehenden Leute sagen, mehr oder weniger übereinstimmend mit der Wahrheit seyn könne. Gleiche Bewandtniß hat es auch mit anderen Erscheinungen.

Der Nil dränget sich im Sommer über seine Gestade, und überschwemmet Aecker und Wiesen. Der einzige Fluß, der Aegypten mit seinen Wassern befeuchtet. Oft wenn die Hitze den größten Staub verursachet, bethauet er den schmachtenden Boden der Erde. Entweder, weil im Sommer, der eigentlichen Zeit der Sudwinde, verschiedene gegen den Strom herauf blasen, und dadurch seinen Lauf verhindern, Wogen aufthürmen, und Halt zu machen nöthigen. Denn gewiß ist es, daß diese Winde gegen den Strom blasen. Sie kommen aus nördlichen Gegenden, er aber hat seinen Ursprung in jenen Ländern, wo die grosse Hitze die Farbe der Menschen schwärzet, und alles austrocknet.

Kann seyn, daß ein grosser Wall von aufgehäuften Sandkörnern den kommenden Wogen den Ausgang versperret, wenn das Meer, von Winden bestürmet, den Bodensand aufwühlet. Denn hiedurch wird dem Strome der freye Austritt in das Meer verkümmert, und der ungestüme Lauf der Wellen geschwächet.

Oder vielleicht häufen sich zu der Zeit, wann die Sudwinde herrschen, um seine Quellen die Regengüsse mehr an, weil jene die Wolken in ihre Gegenden zusammendrängen. Denn haben sie sich einmal daselbst gesammelt, so können sie leicht um die hohen Gebirge verenget, und zum Bruche gebracht werden.

Wer weiß, ob er seinen Zuwachs nicht von den Gebirgen der Aethioper erhalte, wann die allgegenwärtige Sonne mit ihren schmelzenden Strahlen den weissen Schnee auf die Ebnen herabzurinnen zwinget?

Nun höre noch, was es mit den Seeen und Sümpfen, welche die Vögel mit solcher Behutsamkeit fliehen, für eine Beschaffenheit habe. (a)

(a) Lukrez erkennet keine gutthätigen Götter, läßt aber auch keine bösartigen zu. Er benahm den Obergöttern allen Antheil an den Erscheinungen des Himmels und der Luft, er läßt aber auch das Schäd=

Vors erste mußt du wissen, daß diese Oerter ihren Namen daher entlehnen, weil sie allen Arten von Vögeln so zuwider sind. Denn treffen sie auf ihrem Fluge an einen solchen Ort, so lassen sie ihre Flügel sinken, und stürzen auf den Boden herab, oder, wenn es das Unglück will, daß der Sumpf nicht ohne Wasser ist, in die Fluth.

Ein solcher Ort befindet sich bey Cumä, wo die vollen Teiche von heissen Quellen rauchen.

Ein solcher Ort befindet sich zu Athen, auf dem Schloßberge selbst, nahe bey dem

Tem-

Schädliche, das unter der Erde sich befindet, den unterirdischen Göttern nicht zur Last werden. Es giebt Oerter, welche den Vögeln, die darüber hinfliegen, und auch anderen Thieren, die sich dahin verirren, zum Verderben gereichen. Der Pöbel hielt sie für die Pforten der Hölle, und glaubte, daß die Seelen der Verstorbenen ihren Weg in die Unterwelt durch sie nehmen müßten. Dieses Vorurtheil suchte der Dichter auf alle Weise zu vernichten, und bringet eine Erklärung solcher Oerter nach seiner Art bey.

Tempel der mächtigen Kriegesgöttinn. Nie besuchen ihn die kreischenden Dohlen, sie wagen keinen Flug dahin, selbst dann nicht, wann die Altäre von fetten Opfern dampfen. So sehr verabscheuen sie ihn, nicht sowohl wegen des Zornes der rachsüchtigen Pallas, wie die alten Dichter gesungen haben, sondern aus Ursachen, die in der Beschaffenheit des Ortes selbst liegen.

Auch erzählet man von einem solchen Orte, der in Syrien zu sehen seyn soll, und nicht nur den Vögeln allein, sondern auch den vierfüßigen Thieren schädlich ist. Denn gesetzt, es waget sich eines derselben in seine Nachbarschaft, gleich stürzet es ohne Leben zu Boden, und das abergläubische Völkchen wähnet, es sey ein Opfer, das den unterirdischen Göttern geschlachtet wurde. Indeß geht doch alles ganz natürlich zu, und es ist so schwer nicht, die wirkenden Ursachen zu entdecken. Daß uns also gar nichts entschuldiget, wenn wir uns gleichwohl lieber einbilden, daß in die-

diesen Gegenden die Pforte der Höhle sich befinde, wodurch die unterirdischen Götter die abgestorbenen Seelen in ihr Gebiet hinunterziehen. Ein Wahn, der demjenigen nichts nachgiebt, mit dem sich der leichtgläubige Pöbel herumträgt, daß die schnellfüßigen Hirschen das Vermögen besitzen, mit ihrem Odem die Schlangen aus ihrem Hinterhalte herauszuziehen. Wie weit aber dieß alles von der Wahrheit entfernt sey, das sollst du gleich erfahren. Denn in will mich nun in tiefere Untersuchungen einlassen.

Ich wiederhole das nämliche, was ich dir schon öfters eingeschärfet habe: daß die Erde eine Menge von verschiedenen Dingen enthalte, welche zum Theile dem Menschen das Leben fristen, zum Theile schädlich sind, und selbst den Tod befördern können. Andere dienen dieser oder jener Gattung der Thiere zur behäglicheren Nahrüng, als den übrigen, die nicht zu diesen Gattungen gehören. Auch das habe ich dir schon vorhin bewiesen. Denn

sie

sie sind nicht alle von gleicher Beschaffenheit, und unterscheiden sich in ihren Gestalten gar sehr unter einander. Vieles nimmt seinen Weg durch die Ohren, und gebiert den unheilbarsten Schaden, vieles durch die Nase, und tödtet durch seinen Geruch. Wer zählet die Dinge alle, deren blosse Berührung in die größte Gefahr stürzet? Wer diejenigen, von denen jeder Blick vergiftet? Diejenigen, die für den Geschmack die bösesten Wirkungen haben? Ich würde kein Ende finden, wenn ich auch der übrigen Dinge noch einige Meldung thun wollte, die den Menschen auf eine empfindliche Weise quällen, und mit Eckel und Grauen erfüllen. Gewisse Bäume werfen einen gefährlichen Schatten umher, also zwar, daß sie jedem, der sich unter ihnen in das weiche Gras hinstrecket, heftige Kopfschmerzen verursachen.

Auf den hohen Gipfeln des Helikon wächst ein Baum, der mit dem Geruche seiner Blüten den Menschen in eine Leiche verwandeln

deln kann. Aber woher dieß alles? daher, weil die Erde den Saamen verschiedener Dinge enthält, die sie alle nach und nach hervortreibt. Der stinkende Geruch eines Lichtes, das nur eben ausgelöschet wurde, hat die Wirkung, welche der hinfallenden Sucht eigen ist. Er stürzet den Menschen, wenn er ihm in die Nase rauchet, in kläglicher Ohnmacht zu Boden.

Wenn ein Frauenzimmer die monatliche Reinigung hat, so muß sie sich vor dem Geruche der Bibergeilen hüten, oder sie kömmt ausser sich, und das schöne Werk, daß sie in den Händen hält, fällt auf die Erde.

Es giebt noch viele andere Dinge, welche die schlaffen Nerven in allen Gliedern abspannen, und die Seele in ihrem innersten Sitze schwächen.

Hast du dich mit Speisen überladen, und verzögerst zu lange in der Badewanne, so

kann dich mitten in den warmen Wassern das Unglück treffen, von einem plötzlichen Tode überraschet zu werden.

Wenn wir uns nicht vorher mit kaltem Wasser benetzen, so kann uns der beschwerliche Dampf der Kohlen leicht das Gehirn angreifen.

Wenn das hitzige Fieber in den Gliedern eines Menschen wüthet, so kann der blosse Geruch des Weines ihm den tödtlichsten Streich versetzen.

Das siehst du ja, daß der Schwefel auch in dem Schoosse der Erde gedeihe, und der abscheuliche Geruch des Harzes aus ihr seine Kräfte entlehne.

Was hauchen die Gruben denjenigen, welche den Adern des Silbers oder Goldes nachspühren, und die Eingeweide der Erde mit eisenen Werkzeugen durchwühlen, für uner-

trägliche Gerüche entgegen! welches Uibel kannst du mir nennen, daß die goldreichen Metalle nicht verursachen? wie verstellen sie nicht das Antlitz der Menschen! wie verfälschen sie nicht ihre Farbe! deine Augen und Ohren können dich von der grossen Menge derjenigen überzeugen, die ein schneller Tod dahinreißt, und ohne Kennzeichen des Lebens hinstürzet, denen währender Arbeit eine grössere Menge solcher Dämpfe den Athem verleget. Es ist also gewiß, daß diese Dünste von der Erde ausgeathmet, und in die freye Luft verstreuet werden müssen.

Auf gleiche Weise können oder müssen auch jene Oerter ein tödtliches Gift, das aus der Erde sich erhebet, und gewisse Gegenden der Luft anstecket, den Vögeln entgegenschicken, die, wenn sie einmal auf ihrem Fluge hieher gekommen sind, von dem unvermutheten Gifte gelähmet werden, und gerade dahin stürzen, wo sie der gefährliche Dunst hinziehet. Kaum aber haben sie dieses Ziel erreichet, so raubet

ihnen

ihnen der nämliche Dunst die wenigen Uiberreste des Lebens ganz und gar. Denn anfangs bemächtiget sich ihrer nur ein Taumel, sobald sie aber in die Quelle der Gefahr hinabgestürzet sind, müssen sie auch das Leben ausathmen, weil sie nicht im Stande sind, die grosse Gewalt des verderblichen Uibels zu überstehen.

Auch kann es geschehen, daß der Dampf, der aus jenen Sümpfen sich erhebet, die Luft zwischen den Vögeln und der Erde verjage, so, daß er völlig freyes Feld habe. Sind nun die Vögel auf ihrem Fluge hieher gelanget, gleich sinken sie, und ihre Flügel bewegen sich umsonst, sie können sie nicht in dem gewöhnlichen Gleichgewichte mehr erhalten. Was ist also natürlicher, als das sie, sobald sie sich auf ihre Flügel nicht mehr verlassen können, aus eigener Schwere zum Boden herabfallen, und in dem unendlichen Leeren schon anfangen, ihre Seelen aus allen Oeffnungen ihres Körpers auszuhauchen?

Im Sommer ist das Wasser in den Brunnen kälter, weil die Hitze die Erde aufritzet, und alle Saamentheilchen der Wärme, die sich in ihr befinden, in die Lüfte verfliegen. Je mehr also die Erde von der Hitze angefochten wird, desto kälter wird das Wasser, das sich in ihrem Schoosse befindet. Hingegen, wenn die Kälte herrschet, und den Boden der Erde zusammenziehet, so geschieht es, daß eben durch diese Zusammenziehung alle Wärme, die sich in ihr aufhält, in die Brunnen ausgepresset wird. (a)

Nahe

(a) Manches könnte scheinen, zum Besten des Menschen so beschaffen zu seyn, und nicht anders, damit es uns desto schwerer sey, die gütige Vorsehung zu erkennen. Im Sommer ist das Brunnenwasser kalt, um die Hitze der Jahreszeit zu mäßigen, im Winter hingegen ist es lau, um uns seinen Genuß nicht zu verkümmern. Allein über alles dieses setzet sich unser Dichter hinweg, und erkläret jene Erscheinungen ganz anders. Im Sommer ritzet die mächtige Sonnenhitze die Erde auf, und hiedurch verstreuen sich alle Feuertheilchen, die sich in ihr befinden, in die Luft. Im

Win-

Nahe bey dem Tempel des Jupiter Ammon befindet sich ein Brunnen, von dem man erzählet, daß er bey Tage kaltes, bey Nacht aber warmes Wasser enthalte. Die guten Leutchen umher zerplatzen vor lauter Verwunderung, und glauben, daß er zu der Zeit, wenn die Nacht die ganze Erde mit schrecklicher Finsterniß umhüllet, von der Sonne, die sich eben unter der Erde befindet, in siedende Wellen aufsprudle. Aber brauche ich es noch lange zu sagen, daß diese Meinung von der Vernunft nicht gebilliget werden könne? Denn kann die Sonne, wann sie sich über der Erde dahin wälzet, und ohne alles Hinderniß auf der Oberfläche des Wassers ruhet, diese Wirkung nicht hervorbringen, da es doch kein Zweifel ist, daß die hohe Sonne mit grosser Gewalt versehen sey, wie kann man sich einbilden, daß sie durch den dicken Körper der Erde drin-

Winter aber dränget sie die Kälte zusammen, und machet, daß jene Feuertheilchen keinen andern Ausweg haben, als in den Brunnen. Und hieraus entsteht die Lauigkeit der Wasser.

dringen, das Wasser kochen, und mit lauer Wärme vermischen werde? Als ob wir nicht wüßten, daß es kaum in ihrer Macht stehe, mit ihren Strahlen einige Wärme durch die Mauern eines Hauses zu verbreiten!

Was sollen wir denn also für eine Ursache davon angeben? Dieses, weil die Erde um diesen Brunnen lockerer ist, als an anderen Orten, und in der Nachbarschaft des Wassers sich mehrere Feuertheilchen aufhalten. Gesetzt also, die Nacht hülle die Erde in feuchte Nebel ein, gleich erkältet der innere Schooß der Erde, und schrumpfet in sich hinein. Auf solche Weise geschieht es, daß sie, als ob sie mit der Hand wäre zusammengepresset worden, alle Feuertheilchen, die sie enthält, in den Brunnen ausdrücket, und hiedurch bekömmt er den warmen Geschmack, hiedurch geschieht es, daß er das Gefühl mit heisser Wirkung schrecket. Dehnet aber die Sonne mit den Erstlingen ihrer Strahlen den Schooß der Erde wieder auseinander, und öfnet die laue Wärme die

ver-

verstopften Ritzen wieder, so kehren die Feuertheilchen in ihre vorige Lage zurück, die Wärme des Wassers ziehet sich in die Erde, und sonach ist es begreiflich, warum der Brunnen bey Tage nur kaltes Wasser enthalte.

Hiezu kömmt noch, daß das Wasser durch die Strahlen der Sonne in Bewegung gesetzt, und bey Tage durch die zitternden Schimmer geläutert wird. Dieses ist denn die Ursache, warum es alle Feuertheilchen, die es enthält, ausdünste: wie es oft den Frost, den es enthält, verstreuet, das Eis schmelzet, und alle Bande zerreißt.

Auch sogar derjenige Brunnen ist kalt, der einen Lunten, der nur über seine Wasser hingelegt wird, entzündet, und glühende Funken umherstreuen läßt, oder auf gleiche Weise eine Fackel, die man hineinwirft, in helle Flammen auszubrechen nöthiget, die Lüftchen mögen sie dahin oder dorthin bewegen. Woher dieses? weil sich in den Wassern viele

Feuertheilchen befinden, und aus der Erde durch den ganzen Grund des Brunnens eine Menge derselben sich erheben, und in die Lüfte verstreuen müssen; aber nicht so lebhaft sind, daß sie den Brunnen selbst erwärmen könnten.

Zudem zwinget sie ihre eigene Menge, die da herum verstreuet ist, plötzlich durch die Wasser zu dringen, und in der Höhe sich zu sammeln. Etwas ähnliches können wir an der Quelle bemerken, die mitten im Meere süsses Wasser aussprudelt, und die gesalzenen Fluthen umher verdränget. Diese Gefälligkeit erweiset das Meer den Schiffern an mehreren Orten, daß es unter gesalzenen Wogen auch süsses Wasser aufquellen läßt. Gleiche Bewandtniß kann es auch mit jenem Brunnen haben. Die Feuertheilchen können aus ihm in die Lunte aufschiessen, und nachdem sie sich mit ihr vereiniget, oder an eine Fackel angehängt haben, in plötzliche Flammen ausbrechen. Denn gewiß ist es, daß die Fackeln und dergleichen viel brennbares enthalten.

Nichts

Nichts ungewöhnliches ist es auch, daß die ausgelöschten Lichter, oft ehe man sie an das Feuer bringt, zu brennen anfangen. Das nämliche gilt auch von den Fackeln und anderen Dingen, die eher in Flammen ausbrechen, als sie das Feuer berühret. Was Wunder also, wenn wir an jenem Brunnen gleiche Wirkungen erfahren?

Zum Uiberflusse will ich dir auch meine Meinung sagen, woher es komme, daß der Stein, welchen die Griechen nach seinem Vaterlande benennen, weil er in dem Lande der Magneten entdeckt worden ist, das Eisen anziehet. (a)

Die

(a) Um von der Anziehungskraft des Magnetsteines einen desto richtigeren Begrif zu geben, befindet er sich in der Nothwendigkeit, vier Hauptstücke vorauszuschicken, die zwar ehedem schon bewiesen worden sind, hier aber besonders eingeschärfet werden müssen. Erstlich lösen sich von allen Dingen verschiedene Körperchen ab. Zweytens giebt es gar keinen Körper von solcher Dichtigkeit, daß

er

Die Menschen bewundern diesen Stein, weil er aus verschiedenen Ringelchen, die nur allein durch ihn zusammenhängen, eine Kette machet; denn zuweilen schweben fünf oder auch mehrere durch dieses Mittel in die Luft, und werden von leichten Winden hin- und hergetrieben. Das eine klebet an dem andern, und so weiter: doch haben sie nichts, woran sie sich halten könnten, als die wunderbare Anziehungskraft dieses Steines, von solcher durchdringenden Gewalt ist sie. Um

---

er nicht hie und da ein leeres Plätzchen enthalten sollte. Drittens machen die abgeschälten Körperchen nicht auf alle Dinge den nämlichen Eindruck. Viertens sind die leeren Plätzchen nicht überall von gleichem Umfange. Dieses vorausgesetzt, geht er auf die Erklärung über, wie der Magnet das Eisen anziehen könne. Von dem Magnetsteine nämlich lösen sich verschiedene Körperchen ab, welche die Luft um ihn herum entfernen, und eine Menge leere Plätzchen verursachen. Weil nun, wenn das Eisen in die Sphäre der entfernten Luft gebracht wird, zwischen demselben und dem Magnete sich ein grosser leerer Raum befindet, so geschieht es, daß die verschiedenen Eisentheilchen sich leichter dahin erheben, und dem Steine nähern, u. s. w.

Um aber den wahren Grund hievon zu entdecken, müssen wir noch manchen Punkt zuvor ausmachen, und einen sehr weiten Umweg nehmen. Ich nehme also deine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Vors erste kann nicht geläugnet werden, daß von allen Dingen, die wir sehen, verschiedene Körperchen ausdünsten, und sich in alle Gegenden verstreuen. Einige von ihnen sind Gegenstände des Gesichtes, andere des Geruches. Denn ohne Unterlaß verbreiten sich aus gewissen Dingen mannichfaltige Gerüche, wie die Kälte aus den Flüssen, die Wärme von der Sonne, der nagende Schaum, welcher die Felsen des Ufers aushohlet, von den Fluten des Meeres. Unaufhörliche Töne machen uns die Ohren gellen, und wenn wir an dem Ufer des Meeres lustwandeln, oder in unserer Gegenwart der herbe Wermuthsaft abgegossen wird, so fühlen wir auf unserm Gaumen einen salzigten, oder bittern Geschmack. Also wahr ist es, daß alle Dinge verschiedene

Körperchen ausdünsten, die sich in den weiten Raum umher verstreuen. Keine Pause unterbricht den beständigen Ausfluß. Denn er wirket unaufhörlich auf unsere Sinnen. Wir sehen, riechen und fühlen immer etwas.

Ich kann auch nicht umhin, die Bemerkung zu wiederholen, daß alle Dinge von lockerer Beschaffenheit seyn. Wiewohl es dir gleich beym ersten Worte eingeleuchtet haben muß. Denn ein richtiger Begrief hievon kann zwar in verschiedenen Schwierigkeiten einen vortheilhaften Aufschluß gewähren. Bey dieser Sache aber, von der ich hier zu reden habe, kömmt es vorzüglich darauf an, daß man nicht mit sich selbst uneinig sey, und etwa den Gedanken Raum gebe, daß wohl etwas vorhanden seyn könnte, von dem sich behaupten liesse, daß es aus keiner Mischung des Leeren und Körperlichen bestehe.

Vors erste beweiset uns der Augenschein, daß die Gewölbe der Höhlen viele Feuchtigkeit

aus=

ausschwitzen, und häufige Tropfen herabfallen lassen. Uns fliesset der Schweiß aus allen Röhren, der Bart und anderes Haar bedecket alle Glieder. Die Speise verbreitet sich in die Adern, und giebt den äussersten Theilen des Körpers, den Nägeln sogar, Gedeihen und Kraft. Wir fühlen es, daß warmer oder kalter Dunst das Erzt, das Gold und Silber zu durchdringen vermag, so oft wir den Trinkbecher in die Hand nehmen. Mit einem Worte, die Stimme, der Geruch, der Frost, die Wärme des Feuers bahnet sich einen Weg durch die festesten Mauern: Man hat sogar Beyspiele, daß jede brennende Gewalt, sie mag herkommen, wo sie will, das Eisen zu durchdringen pflege, so weit als sich der Panzer um den Leib herumzieht. Das Ungewitter, das Himmel und Erde in Bewegung setzet, flüchtet sich plötzlich aus dem Raume des Himmels und der Erde. Beweis genug, daß gar nichts anzutreffen ist, dem nicht eine lockere Beschaffenheit zukömmt.

Hieher gehöret auch, daß nicht alle Körperchen, die sich von den Dingen ablösen, eine gleiche Wirkung auf die Sinne haben, und sich in jede Lage zu schicken pflegen. Vors erste sehen wir, daß die Sonne die Erde austrocknet, und den Koth in harte Schollen verwandelt: wiewohl sie das Eis auflöset, und durch ihre Strahlen den hohen Schnee in den Gebirgen zu schmelzen zwinget. Leget man das Wachs in die Sonne, so zerrinnet es. Das Feuer besitzet die Kraft, das Erzt und Gold in einen Fluß aufzuthauen: aber das Leder und das Fleisch ziehet es zusammen. Das Wasser hingegen befestiget das Eisen, welches das Feuer erweichet hat; das Leder aber und das Fleisch, welche das Feuer härtete, machet es wieder weich. Der wilde Oelbaum behaget den bärtigen Ziegen nicht anders, als ob er lauter Ambrosiensaft enthielte, und wahren Nektar ausströmte. Dem Menschen hingegen wird kaum irgend eine Staude bitterer vorkommen. Die Schweine fliehen den Amaranth,

und

und hassen jede wohlriechende Salbe. Denn es ist gewiß, daß den borstigen Schweinen manches zum tödtlichsten Gifte gereichet, was uns nicht selten Erquickung und Labsal ist. Uns hingegen beleidiget kein Unrath mehr als der Mist, den Schweinen gewähret er so grosse Lust, daß sie nicht müde werden, sich in ihn herum zu wälzen.

Noch eine Anmerkung muß ich vorausschicken, ehe ich mich in die Erklärung der Hauptsache einlasse. Da die Dinge verschiedene Oefnungen haben, so kann es wohl nicht anders seyn, sie müssen sich merklich von einander unterscheiden, und jede wird ihre besondere Krümmungen und Wege haben. Denn wir haben gesehen, daß die Thiere mit verschiedenen Sinnen begabet seyn, deren jeder das Ding empfindet, das für ihn eigentlich bestimmet ist. Wir erfahren es, daß der Ton einen andern Weg nimmt, als der Geschmack, oder der Geruch, wenn sie sich unseren Sinnen fühlbar machen wollen. Wa-

rum dieses? darum, weil die Beschaffenheiten der Dinge sich so sehr unterscheiden, und keines so gewebet zu seyn pfleget, wie das andere. Uiber dieß hat dieses das Vermögen, durch harte Steine zu fliessen; jenes durch das Holz. Einiges schwitzet durch das Gold, einiges durch das Silber, oder durch das Glas aus. Denn durch dieses scheinen sich die Gestalten zu ergiessen, durch jene die Wärme. Manches dränget in schnellerer Eile durch, als ein anderes. Dieses kömmt von der Beschaffenheit der Krümmungen her, welche die Zugänge der Dinge verschlingen, wie wir schon bemerket haben. Hast du dieß alles, was ich bisher gesagt habe, wohl zu Gemüthe gefaßt, und bist du gehörig davon überzeugt, so wird es ein leichtes seyn, von der Ursache Rechenschaft zu geben, welche den Magnet in den Stand setzet, das Eisen anzuziehen.

Vors erste werden aus diesem Steine viele Saamentheilchen ausströmen, welche

die

die Luft umher, die zwischen dem Eisen und dem Steine sich befindet, verstreuen. Ist aber dieser Raum geleeret, so stürzen sich die Eisentheilchen plötzlich dahin, und ziehen den ganzen Ring mit sich. Denn es ist gar kein Ding, dessen Bestandtheile fester und enger zusammenhiengen, als das kalte Eisen. Was Wunder also, daß wir die Kühnheit hatten, zu behaupten, daß die Eisentheilchen nicht gegen den leeren Raum hinstreben können, ohne den ganzen Ring mitzuschleppen? Dieses Hinstreben dauert so lange, bis er den Stein erreichet, und durch unsichtbare Schlingen an ihn sich befestiget hat. Die Seite macht keinen Unterschied. Es sey dort oder hier, oben oder unten, wo immer ein leerer Platz sich öfnet, dahin ziehen sich die nächsten Theilchen ohne allen Vorzug. Sie werden ja von äusserlichen Schlägen immer beunruhiget, und es ist ohnehin bekannt, daß sie sich aus eigner Kraft in die Luft nicht erheben können.

Noch eine Ursache, warum dieß ohne alle Schwierigkeiten sich ereignen kann, ist, daß in dem Augenblicke, da sich um die Oberfläche des Ringes die Luft verdünnet, und den Zwischenraum geleeret hat, die hintere Luft nachstößt, und seinen Aufschwung gegen den Magnet erleichtert. Denn die umgränzende Luft wirket ohne Unterlaß auf die Dinge. Warum sie aber dem Eisen solchen Vorschub thut, geschieht, weil die obere Gegend von keiner Luft erfüllet wird. Sie hat sich alle mit der untern vereiniget, und treibt, wenn sie sich in feinen Theilchen den verschiedenen Oefnungen des Eisens mittheilet, dieses, wie der Wind die Segel des Schiffes, fort.

Jedes Ding, von welcher Gattung es sey, muß einige Luft in seinem Innersten enthalten. Denn keines ist von unverletzlicher Dichtigkeit, und allen ist die Luft beygesellet, alle werden von ihr umgränzet. Diese Luft also, welche sich in dem Innersten des Eisens

verstecket, wird durch unaufhörliche Bewegung erschüttert, und es ist gar kein Zweifel, daß hiedurch der Ring beunruhiget, in seinem Innersten aufgewiegelt, und dahin getrieben wird, wohin er schon einmal seine Richtung genommen hat.

Es geschieht auch, daß das Eisen von dem Magnetsteine sich entfernet, daß es scheinet, es habe eine doppelte Bestimmung: den Stein entweder zu verfolgen, oder zu fliehen. Denn ich hatte Gelegenheit zu sehen, daß eisene Sklavenringe, und andere Stücke von Eisen in ehernen Kesseln zu hüpfen und zu sieden angefangen haben, wenn man einen Magnet daruntermischte. So sehr schienen sie alle den Stein zu verabscheuen. Diese Zwietracht wird aber von der dazwischen kommenden Luft verursachet. Weil sie vorher alle Zugänge des Eisens besetzet, so daß die Ausflüsse des Steines kein leeres Plätzchen mehr finden, und keinen freyen Durchzug mehr haben. Er kann also nichts anders thun,

als einen Aufruhr erwecken, und das Eisen mit seinen Wogen erschüttern. Und solchergestalt verabscheuet er das, und wirft es in dem Kessel herum, was er ohne diese Umstände an sich kettet.

Indeß muß es dich nicht befremden, daß die Kräfte des Steines nicht im Stande seyn, andere Dinge zugleich von ihrer Stelle zu rücken. Denn entweder schützet sie ihre Schwere, wie das Gold, oder sie sind von einer so lockeren Beschaffenheit, daß die Ausflüsse des Steines ohne Hinderniß durchziehen, und also keine Bewegung in ihnen hervorbringen können. Hieher gehören alle Gattungen des Holzes. Das Eisen hält das Mittel zwischen beyden, und daher geschieht es, daß es von den Kräften des Magnetsteines in Bewegung gesetzet wird, sobald es nur ein bischen Luft empfangen hat.

Nicht aber, als ob sich die andern Dinge nicht auch mit gewissen Besonderheiten

aus=

auszeichneten, und ich dir nicht eine Menge nennen könnte, die nur zu diesem oder jenem Gebrauche taugen. Vors erste siehst du, daß die Steine nur vermittelst des Kalches in einander sich verwachsen können. Der Ochsenleim heftet einige Bretter so stark zusammen, daß sie eher in der Mitte zerspringen, als die Fesseln des Leimes erweitern können. Wein läßt sich mit Wasser vermischen, das Pech und Oel aber nicht. Die Purpurfarbe theilet sich der Wolle so sehr mit, daß sie nie wieder davon zu trennen ist, wenn du sie auch in den Wogen des Meeres herumwälzest, oder damit das ganze Meer aufzutroknen dich bestrebest. Wir haben ein Mittel, Gold und Silber mit einander zu verbinden, und das Zinn leistet uns den Dienst, daß wir damit das Erzt mit anderm Erzte verschmelzen können. Wie manches von dieser Art liesse sich noch anführen! Aber wozu? mir scheinet, du bedarfst aller dieser Umschweife nicht, und ich kann der Mühe überhoben seyn, sie zu machen. Man kann auch

mit

mit wenig Worten vieles sagen, und das will ich in der Folge thun.

Hingegen diejenigen Dinge, die so gebildet sind, daß die hohlen Theile des einen gerade für die erhobenen des andern passen, dauern in der geschicktesten Verbindung mit einander fort. Einige giebt es, die das Ansehn haben, als ob sie durch Hacken und Ringe zusammengeheftet wären, und hierunter scheinet das Eisen und der Magnetstein zu gehören.

Nun will ich es noch versuchen, die Quellen der Krankheiten zu entdecken, woraus sich sowohl über die Menschen, als über die grossen Heere der Thiere verheerende Seuchen ergiessen. Ich habe dir schon vorhin einzuschärfen gesucht, daß verschiedene Saamentheilchen herumschweben, die zur Befestigung unserer Gesundheit dienen. Gleichergestalt muß man annehmen, daß es auch solche in dem weiten Raume geben wird,

welche verschiedene Krankheiten, und endlich gar den Tod erzeugen. Gesetzt nun, diese letztern sind in einen Aufruhr gerathen, und haben den Himmel in Unordnung gebracht, gleich wird die Luft zum tödtlichen Gifte. Auch kommen die Seuchen entweder von einer äusserlichen Ursache, aus der Gegend des Himmels her, wo sie wie die Nebel und Wolken herumsegeln, oder sie entstehen aus der Erde selbst, wenn sie durch übermäßigen Regen und heftigen Sonnenschein in faule Sümpfe verwandelt wird. Hat man nicht die Erfahrung, daß diejenigen, die sich aus ihrem Vaterlande in entfernte Gegenden verreisen, sowohl die neue Luft als auch das Wasser auf eine besondere Weise angreift? Woher dieses? daher, weil eine Luft nicht wie die andere ist. Denn was glaubest du wohl? was für ein Unterschied befindet sich zwischen der Britannischen Luft, und zwischen der Aegyptischen, wo sich die Axe der Welt über einen Abhang hinunter neiget? Was für ein Unterschied wird sich zwischen der Luft befinden, die von Kadix bis

dahin sich verbreitet, wo die übermäßige Hitze die Farbe der Menschen mit glänzender Schwärze überzieht, und derjenigen, die der rauhe Samojed einathmet? Wir wissen, daß es hievon vier verschiedene Klassen giebt, nach den vier Hauptwinden. Und hieraus erklärt es sich von selbst, daß die Gestalt und Farbe der Menschen nicht überall gleich seyn können, und eben so wenig die Krankheiten, denen sie unterworfen zu seyn pflegen.

Es giebt eine Krankheit, die ihre Benennung von den Elephanten entlehnet, und nur im Herzen von Aegypten, sonst in keinem Theile der Welt herrschet.

Die Gresser leiden von einer Krankheit mehr, als von allen andern. Die Achäer haben sich vorzüglich wegen ihrer Augen in Acht zu nehmen. Das nämliche gilt von jedem Lande; die Verschiedenheit der Luft gebiert mancherley Krankheiten, die diesem oder jenem Theile des Körpers mehr oder weniger schädlich sind.

So-

Sobald also die Luft, die uns nicht günstig ist, die Oberhand gewinnet, und feindliche Dünste umher schweben, alles, wohin sie kommen, in Gährung bringen, langsam schleichen, wie die Nebeln, und jeden Gegenstand verändern, so kann es nicht fehlen, sie muß unsere Luft mitanstecken, und gleich schädlich machen.

Die Seuche wird ihren Sitz entweder im Wasser aufschlagen, oder sich in die Feldfrüchte und andere Dinge, die den Menschen und den übrigen Thieren zur Nahrung dienen, einschleichen. Kann aber auch seyn, daß sie sich mit der Luft vermischet, und so geschieht es denn, daß wir sie mit jener zugleich miteinathmen. Gleiche Bewandtniß hat es mit den Seuchen, welche die Rinder oder die Schaafe wegraffen. Und es verändert in der Hauptsache nichts, ob wir selbst in solche Gegenden reisen, die uns schädlich sind, oder ob die verderbliche Luft, oder irgend was anders, das wir nicht gewohnt sind, uns

in unserer Heymath einen Besuch abstattet, und uns durch seine unvermuthete Ankunft mit neuen Quellen überhäufet.

Eine solche Seuche hat ehedem um Athen herum die Felder in traurige Einöden verwandelt, die Landstrassen von allen Reisenden entblößt, und die Stadt selbst ihrer Bürger beraubet. Denn sie kam von den äussersten Gränzen Aegyptens, segelte in der Luft über verschiedene Inseln daher, und legte sich mit schwerer Last auf das Volk des Pandions. Hierauf wurden ganze Heere von Leichen gesehen.

Anfangs brannte ihnen der Kopf von ungewöhnlicher Hitze. Die beyden Augäpfel rötheten blutige Striemen. Der Schlund schwitzte schwarzes Blut aus, und der Weg der Stimme wurde durch eiternde Geschwüre verenget. Die Dolmetscherinn des Geistes, die Zunge, schwam im Blute; durch unaufhörliche Uibel geschwächt, konnte man sie

kaum

kaum bewegen, und rauh war sie anzufühlen. Hat sich die Krankheit durch den Schlund in die Brust ergossen, und selbst das Herz des Kranken angegriffen, dann fiengen erst alle Stützen des Lebens zu wanken an. Der Mund hauchte einen garstigen Geruch aus, der demjenigen glich, den faule Leichen umher verbreiten. Alle Kräfte der Seele, alle Nerven des Körpers waren abgespannet. Man schmachtete schon vor dem Thore des Todes. Den unerträglichsten Schmerzen war noch eine beständige Angst beygesellet. Klagen mit tiefen Seufzern vermischet, und ein Jammer, der sie ganze Tage, ganze Nächte zu stöhnen zwang, beförderten ihre Auflösung, indem sie durch ununterbrochene Anstrengung ihrer Nerven die Müden noch mehr ermatteten.

Die äussern Glieder des Leibes hatten eben das Ansehn nicht, als ob sie von allzugrosser Hitze geplaget würden, sondern schienen nur lau zu seyn, wenn man sie anfühlte. Dazu hatte der ganze Leib die Gestalt einer gebrannten Wunde, und glühete nicht anders, als wenn sich der Rothlauf durch alle Glieder er-

giesset. Der innere Theil des Menschen aber wurde bis auf die Gebeine verzehret. Im Magen prasselte die Flamme wie in einem Ofen. Er konnte keine Säfte kochen, und den Gliedern keine Hilfe leisten. Sie haschten jedes Lüftchen auf, und liefen der Kühlung überall nach. Sie streckten die glühenden Glieder in die kalten Flüsse, oder warfen den blossen Leib der Länge nach hinein. Viele stürzten sich in die Brunnen hinab. Sie kamen mit aufgesperrten Mäulern dahin, und der unersättliche Durst, der ihre ausgetrockneten Leiber quällte, brachte es so weit, daß eine grosse Menge von Wassern nicht mehr half, als ein kleiner Thau.

Für alle diese Uibel war keine Hilfe, kein Rath; die müden Körper lagen überall herum, die Arzneykunst wagte keinen öffentlichen Vorschlag. Sie wälzten ganze Nächte die offenen Augen, die das Feuer entzündete, ohne den leisesten Schlummer herum, und wo man hinsah, da entdeckten sich Spuren des nahen Todes. Das ängstliche Gemüth wurde von Furcht und Jammer zerrissen, die Augenbraunen starrten fürchterlich in die Höhe,

das Gesicht hatte eine tolle und scharfe Mine. Die Ohren gellten unaufhörlich von kläglichen Tönen. Der Athem wurde entweder schnell, oder nur selten aber in grosser Masse eingesogen. Den Hals badete ein Strom von glänzendem Schweisse. Der Speichel war dünn, bestand aus kleinen Theilchen, und eiferte mit der blauen Farbe in die Wette; kaum aber war irgend ein Husten hinreichend, ihn durch den rauhen Schlund heraufzupressen. In den Händen schrumpften die Nerven zusammen, die Glieder wankten, und allmählig fieng sich der tödtliche Frost von den Füssen in die höhern Theile zu verbreiten an. Bis auf den letzten Augenblick waren die Nasen zusammengepreßt, die Spitze der Nase war zart, die Augen hohl, die Schläfe eingesunken, die Haut schauerlich und hart, und machte den Mund steif. Dir Stirne war äusserst gespannt und hervorgetrieben. Waren sie aber gestorben, so verlor sie ihr trotziges Ansehn. Der achte oder neunte Tag blies ihnen gewöhnlich das Leben aus.

Wenn auch einer, wie das eben auch nicht unmöglich war, dem Rachen des Todes

entgieng; so rieben ihn doch stinkende Elter und eine schwarze Ausleerung des Unterleibes in kurzer Zeit auf. Oder ein bösartiges Geblüt, das sich nicht ohne heftige Kopfschmerzen in dicken Strömen aus den Nasenlöchern ergoß, zog ihm den Tod zu: denn alle Kräfte des Menschen entflohen durch diesen Weg. Gesetzt auch, es hat einer das faule Geblüt alles ausgespien, er war deshalb nicht sicherer, als jeder andere. Die Krankheit lähmte seine Nerven und Glieder, und ließ selbst die Zeugungsglieder nicht unangefochten. Einige schnitten sich das männliche Werkzeug ab, um durch diesen Verlust ein längeres Leben zu erkaufen. Andere verloren Hände und Füsse, ohne gleichwohl das Leben einzubüssen. Viele wurden des Gesichtes beraubet. So sehr verabscheuten sie den Tod. Einige büßten das Gedächtniß ein, und waren nicht im Stande, sich selbst von andern zu unterscheiden.

Wiewohl aber unzählige Leichen unbegraben auf der blossen Erde über einander lagen, so wichen ihnen dennoch die Vögel und Thiere entweder weit aus, um dem garstigen

Ge-

Geruche zu entfliehen, oder sie sanken nach dem ersten Bissen, den sie davon genossen, ohne Leben hin. Zwar flogen in jenen Tagen die Vögel nicht so häufig herum, und die Thiere verliessen bey der Nacht ihre Wälder nicht. Die meisten rangen mit der nämlichen Krankheit, und wurden eine Beute des Todes. Die treuen Gefährten des Menschen, die Hunde, bliesen in allen Gassen ihre Seelen aus. Denn die Gewalt der Krankheit preßte das Leben aus allen Gliedern heraus. Ohne die mindeste Begleitung wurden ganze Heere von Leichen fortgeschleppet. Man konnte sich auf kein bestimmtes Hilfsmittel verlassen. Denn was diesen den Vortheil verschafte, lebendige Kraft einsaugen, und den Anblick des Himmels geniessen zu können, das brachte jenen einen unfehlbaren Tod zuwege.

Das Bedauernswürdigste hiebey war, daß jeder, sobald er sich von der Krankheit angegriffen fühlte, nicht anders zu Muthe war, als ob er das Urtheil des Todes schon empfangen hätte. Mit solcher Stimmung des Gemüthes legte er sich nieder, warf einen Blick

auf die Todten herum, und hauchte auch endlich seinen Geist daselbst aus.

Vielleicht war dieß die vorzüglichste Ursache, warum sich die Anzahl der Todten so mächtig vermehrte. Denn nie hörte die wüthende Seuche auf, sich von einem auf den andern zu verbreiten. Diejenigen, die aus allzugrosser Lebensbegierde und Furcht vor dem Tode sich nicht getrauten, ihre kranken Anverwandten zu besuchen, traf hernach selbst die Reihe, durch einen garstigen Tod, ohne Hilfe, ohne Zuspruch, in der entsetzlichsten Verlassenheit hingeraffet zu werden, wie jedes andere Thier.

Diejenigen aber, die ihren Freunden noch im Tode beystanden, riß die Ansteckung und die Arbeit dahin, zu welcher sie die Scham und die bittende Klage des Leidenden aufmunterte. Der Beste gieng auf diese Weise aus der Welt. Sie kehrten von der traurigen Beschäftigung, neue Todtenheere der Ihrigen neben andern hinzulegen, von Thränen und Klagen erschöpft zurück. Hierauf wurden die meisten vor Betrübniß krank, und es war keiner zu finden, der nicht entweder eine Beute der Krankheit, oder des Todes

ge-

geworden, oder doch frey von aller Betrübniß geblieben wäre.

Schon schmachtete sogar der Ziegenhirt und der Kuhhirt, schon war der wackere Pflüger von gleichen Uibeln ermattet. In den engen Hütten waren die Leichen, welche die Armuth und die Krankheit dem Tode weihte, auf einander geschichtet. Hier konntest du sehen, wie die Eltern auf den Leichen ihrer Kinder das Leben ausathmeten, und dort, wie die Kinder auf ihren Müttern und Vätern herumkrochen und starben.

Es war nicht der kleinste Theil des Uibels, der von dem Lande in die Stadt zusammenfloß. Die Kranken versammelten sich aus allen Gegenden dahin, füllten alle Winkel und Häuser an, und darum muß man sich nicht wundern, daß sie der Tod haufenweise wegrafte. Viele stürzte der brennende Durst auf den öffentlichen Strassen dahin, viele lagen ohne Leben um die Brunnen herum, weil sie die heftige Trinkbegierde des lebendigen Odems beraubte. Auf den Spaziergängen, die zur Erholung des Volkes bestimmet waren, sah man die matten Glieder, mit eiternden Fetzen umwunden, nach und nach an

den

den halbtodten Körpern erstarren. Die Häute, womit sie sich bedeckten, waren von Schmutz und faulen Geschwüren ganz überwachsen.

Sogar die feyerlichen Wohnungen der Götter erfüllte der Tod mit unseligen Leichen, und sie reichten kaum zu, die grosse Menge zu fassen. Diese Plätze wurden von der Polizey den Fremden zur Zuflucht eröfnet, und weder die Ehrfucht gegen die Götter, noch die Religion waren in diesen Augenblicken von einiger Bedeutung, der gegenwärtige Schmerz übertraf alles.

Man beobachtete in der Stadt nicht mehr diejenigen Begräbnißceremonien, deren man sich ehedem zu gebrauchen pflegte. Es herrschte eine allgemeine Verwirrung, und jeder begrub seinen Anverwandten, wie es ihn der Schmerz eingab.

Der plötzliche Fall und die schreckliche Armuth verführte sie zu mancher Unbilde. Sie legten ihre Anverwandten mit ungeheurem Getöse in fremde Grabmäler, steckten ihnen die Fackeln unter, und vergossen ihr Blut in Strömen, wenn nur die Leichen nicht entehret wurden.

LB